

Creuz · Von Gottes Wohnhaus

Von Gottes Wohnhaus

Schau und Erlebnis beim Kirchgang

Von

Ursula Creutz

Mit 12 Zeichnungen

von Alfred Riedel

Zweite, verbesserte Auflage

5. bis 8. Tausend



Freiburg im Breisgau

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung

Imprimatur. — Friburgi Brisgoviae, die 16 Julii 1940

Alle Rechte vorbehalten



2017/355

CKC 023(2)

Herder-Druck München 1940

Vorwort

Von Gottes Wohnhaus will dieses kleine Buch erzählen, von seinem Innern und seinem Außern, vom Kirchplatz, der es draußen umfriedet, vom Kirchturm, der sich wachsam in die Höhe reckt, von der Kirchturmuhr, die vieles sieht, von der Wetterfahne hoch auf der Spitze des Turmes und den ernsten, gewaltigen Glocken, von den Eingangsstufen, die in die Kirche hineinführen, in ein heiliges, hochgelegenes Land, von dem Portal, das Scheidewand ist zwischen der unruhigen Hast der Straße und dem gotterfüllten Innenraum, von der Kirchenzeitung, die an den Türen oder an den Gittern des Pfarrhofes angeschlagen ist. Sie kündigt laut Gottes heiliges Wort den vorübereilenden Menschen.

Dann geht es in das Gotteshaus hinein, um das Innere langsam zu durchwandern, oft verweilend. Gottes Wohnhaus ist zugleich Opfer- und Gemeinschaftshaus der Menschen. Jedes Ding darin sagt dieses aus: die hohen, strahlenden Kirchenfenster, der Taufbrunnen, die langen Reihen der Bänke, die Säulen, die wie Wächter im Heiligtum stehen, der Kreuzgang mit den Inschriften und steinernen Tafeln, die Kommunionbank, die Kanzel, die tönende Orgel!

Zur Evangelienseite führt es hin, zum Sakramentshäuschen, wo das Allerheiligste aufbewahrt wurde, zum Ewigen Licht, das Gottes Nähe wachsam kündigt, zum Tabernakel, dem goldenen Schrein, der die heiligen Gefäße birgt, zum Altar, dem Herzstück der Kirche, der, durch Stufen herausgehoben, das Innere weithin beherrscht,

überhöht wie der Kalvarienberg vom Kreuz, zu den Kerzen, die da brennen hell und tren wie Menschen, deren Tun sich verzehrt im Dienste des Herrn, zum Kelch, dem das Höchste anvertraut ist: Gottes Blut, zur Monstranz, dem Schaugefäß, das den Heiland trägt bei der Prozession und dem heiligen Segen.

Und nicht vergessen werden wir den Weihrauch, der leicht und beschwingt zur Ehre Gottes emporsteigt, nicht das heilige Öl und das gesegnete Salz, nicht das weiße Linnen, das auf dem Altare liegt, nicht die geheiligten Farben, in denen die Gewänder erscheinen, nicht den Reliquienschrein, nicht die Heilige Schrift.

So vieles ist es, das beglückt im Hause des Herrn, und Freude steigt auf, daß wir Gotteskinder sind, daß wir stehen dürfen in seinem „heiligen Dienst“, den zu erkennen und zu erfüllen der Sinn unseres Lebens ist.

Inhalt

Erster Teil

Ein Haus voll Glorie schauet . . .

	Seite
1. Stück: Von überall grüßen die Kirchen	1
2. Stück: Wie die Kirchenbauten entstanden	2
3. Stück: Der Kirchplatz	5
4. Stück: Der Kirchturm	7
5. Stück: Die Kirchuhr	8
6. Stück: Die Wetterfahne	10
7. Stück: Die Kirchenglocken	12
8. Stück: Die Eingangsstufen	13
9. Stück: Das Kirchportal	14
10. Stück: Die kirchliche Wandzeitung	16

Zweiter Teil

Geborgen im Innern

11. Stück: Der Kirchenraum	19
12. Stück: Die Kirchenfenster	21
13. Stück: Der Taufbrunnen	22
14. Stück: Die Kirchenbänke	25
15. Stück: Die Säulen	26
16. Stück: Der Kreuzgang	28
17. Stück: Das Chorgestühl	29
18. Stück: Der Beichtstuhl	31
19. Stück: Die Kommunionbank	33
20. Stück: Die Kanzel	35
21. Stück: Die Orgel	37
22. Stück: Das Ewige Licht	39
23. Stück: Das Sakramentshäuschen	41
24. Stück: Der Tabernakel	43
25. Stück: Der Altar	45
26. Stück: Das Altarkreuz	47
27. Stück: Das weiße Altartuch	49
28. Stück: Die Kerzen	51

	Seite
29. Stück: Vom Weihrauch	52
30. Stück: Der Kelch	54
31. Stück: Die Monstranz	57
32. Stück: Vom Messbuch und der heiligen Kirchensprache .	58
33. Stück: Die Evangelienseite	62
34. Stück: Die Heilige Schrift	64
35. Stück: Das Christusmonogramm	66
36. Stück: Gesegnetes Salz	68
37. Stück: Heiliges Öl	70
38. Stück: Geheiligte Farben	72
39. Stück: Der Reliquienschrein	75
40. Stück: Bilder und Schmuck	76

Dritter Teil

Im heiligen Dienst

41. Stück: Wir treten vor Gottes Altar	79
42. Stück: Vom Gruß und von der Kopfverneigung	80
43. Stück: Vom Weihwassernehmen	82
44. Stück: Vom Falten der Hände	84
45. Stück: Vom demütigen Klopfen an die Brust	86
46. Stück: Das Kreuzzeichen	88
47. Stück: Vom Knien	90
48. Stück: Das Schweigen	92
49. Stück: Vom Singen	93
50. Stück: Vom Beten	95
51. Stück: Ausklang	97

Erster Teil

Ein Haus voll Glorie schauet . . .

Erstes Stück

Von überall grüßen die Kirchen

Auf ihrem breitgeschwungenen Rücken trägt die Welt die Bauwerke der Menschen: Häuser und Hallen, Brücken, Paläste und dürftige Hütten. Und mitten hinein in all die Pracht und die Armut der steinernen und hölzernen Bauten hat Gott sein Wohnhaus gesetzt, seine Kirche. Dort ist er für die Menschen zugegen. Ganz nah in ihrer Mitte will er weilen, damit sie seine Nähe spüren, ihn sehen, ihn besuchen, bei ihm sein können mit all ihren Nöten. „Meine Freude ist es, unter den Menschenkindern zu sein“, hat er gesagt. Für sie ist er da in dem goldenen Tabernakel oder in dem kleinen Sakramentshäuschen hinter dem Altar. Dort wartet er auf ihr Kommen. Der ganze Kirchenraum ist von ihm erfüllt, aus jedem Stein und jeder Nische und jedem Bild schaut er heraus. „Geheiligt hat Gott seine Wohnung!“

Still und andächtig sind unsere Kirchen. In ihnen kniet man überall zu Gottes Füßen. Und immer sind ihre Tore offen, immer bereit, jeden, der kommt, zu empfangen. In ihnen brennt Tag und Nacht das „Ewige“ Licht.

„Mein Haus soll heißen: Haus des Gebetes, dort empfängt jeder, der bittet, und wer sucht, der findet, und wer anklopft, dem wird aufgetan“, so ward es den staunenden Menschen verkündet.

Und sie bauten Kirchen in großen, volkreichen Städten, in Dörfern und auf den schmalen Felsensimsen der Berge, in Eis und Moor und da, wo die Sonne steil und glühend heiß herniederschaut und die Menschen braun und dunkel macht. Kirchen entstanden, die gleich Burgen im Lande aufragten. Befestigte, trozige Gottesburgen, in die sich die Menschen schußsuchend flüchteten. Oder es waren hohe Kuppelbauten, die wie der Himmel weit den Raum überwölben und mit spiegelglatten Marmorwänden Altar und Menschen fest umschließen. Oder Kirchen, die aussehen wie große Speisesäle, in denen sich die Christen fromm und ehrfürchtig um Gottes Tisch versammeln. Oder gotische Dome, deren Türme wie betende Hände zum Himmel weisen, oder romanische Kirchen, die schwer gefügt sind und deren dunkles Innere zu Sammlung und Besinnung aufruft.

Was immer der Menscheng Geist an Schönem ersann und Menschenhände schaffen konnten, das wurde für Gottes Wohnhaus hingegeben.

Zweites Stück

Wie die Kirchenbauten entstanden

In den ersten Jahrhunderten freilich konnten die Christen noch keine prunkvollen Gotteshäuser errichten. Da war ihnen die heimlichen Gänge der Katakomben oder die Wohnungen verschwiegener Menschen die „Kirche“. Erst als Kaiser Konstantin dem Christentum die öffentliche Freiheit gab, wuchsen christliche Kirchen empor. Es waren solche — in Italien finden sich heute noch viele Beispiele dafür —, die hatten einen hohen,

rechteckigen Holzraum mit einer geraden, gefäselten Holzdecke. Säulen trennten ihn von den niedriger gebauten Seitenräumen. Schöngeschwungene Fenster reiheten sich aneinander. Frei stand vor einer rundgewölbten Nische der Altar, ein hoher Bogen schied ihn von der übrigen Kirche. „Triumphbogen“ ward er genannt. Begebenheiten aus dem königlichen Leben Christi waren auf ihm in feiner, bunter Steinchenarbeit (Mosaik) dargestellt.

Beim Eingang lag ein Vorhof mit einem Brunnen in der Mitte. Hier wuschen sich die Gläubigen, ehe sie das Gotteshaus betraten. Auch Pilger und Büsser hielten sich dort auf. Noch stand kein Turm bei diesem Gotteshaus. Erst später setzte man einen daneben. Und ebenso lag die Taufkapelle abseits, in deren großem Wasserbehälter der Täufling wirklich untergetaucht wurde.

Ein Bet- und Opferraum war diese Kirche, die man, wie die gleichartigen weltlichen Bauten, Basilika, „Königshaus“ nannte, wuchtig und festgefügt. So wuchtig war auch der christliche Glaube jener Zeit und so festgefügt seine Einheit.

Daneben gab es runde Kirchen. Hier stand der Altar in der Mitte, und um ihn herum befand sich die mit dem Priester betende und feiernde Gemeinde.

Es zog das Mittelalter herauf; seine Dome und Kirchen ragen bis in die Gegenwart. Die romanischen und gotischen Kirchen entstanden nun vor allem. Runde Bögen bilden das Kennzeichen des romanischen Domes, kleine, tief eingelagerte Fenster, ein schweres, erdhafes Gewölbe, in dem man ruhig und geborgen beten kann. Auch hat die Kirche nun Türme, viereckige Türme,

oft deren mehrere, wie die schöne Abteikirche in Maria Laach, eines der feinsten Beispiele deutscher romanischer Kirchen.

Die gotischen Kirchen dagegen haben schlanke Türme, ragende Fenster mit wunderbaren Glasmalereien, spitze Bögen und prächtig gegliedertes Zierwerk. Schmal und hoch hängt das Dach über dem himmelanstrebenden Säulenwald. Alles strebt hier nach oben, ist ein „Gloria“, ein jubelndes „Ehre sei Gott in der Höhe“.

Und wieder brachte der Lauf der Zeit neue Bauformen: Es waren Renaissance- und Barockstil. Die Renaissance — „Wiedergeburt“ bedeutet sie — suchte das Schönste von der Kunst der Vergangenheit lebendig zu machen. Da ist die Peterskirche in Rom, die bewundernswerteste Kirche in diesem Stil. Über hundert Jahre ist gebaut worden, ehe ihre Kapellen und Nischen mit den kostbaren Bildwerken und Altären vollendet waren. Eine hohe Kuppel schwang sich statt der Türme nun empor.

Dann folgte die Kunst des Barock. Auch die Kirchen dieser Zeit haben die schönen Kuppeln. Helle Kirchen sind es mit farbigen, leuchtenden Gemälden. Nirgendwo findet sich auch nur ein Stückchen kahle, unverzierte Wand. Alles scheint in Bewegung zu sein, alles ist geschwungen, sogar die Säulen, überall schweben Wolken und Engel. Wunderschön in ihrem Reichtum ist so eine Barockkirche.

So versuchte jede Zeit eine andere Bauweise zu schaffen, und es spiegelt sich in diesem Suchen das Sinnen und Trachten ihrer Menschen wider. Auch die Kirchenerbauer unserer Tage gehen neue und unbegangene

Wege. Ringsum sahen sie gewaltige Werke der Technik und Industrie aufwachsen, und nun bauten sie Kirchen, die dieser Umwelt entsprachen: Kirchen ohne Säulen, ohne Kreuzgang, Kirchen, denen selbst der Hahn auf dem



Kirchturm fehlt. Alles Unnötige bleibt weg. Alles ist schlicht darin, sachlich und klar und auf das hohe Geschehen am Altar hingerichtet. Es sind besetzte, hohe und helle Räume, Gemeinschaftskirchen, in denen Christus mitten unter den Menschen ist.

Drittes Stück

Der Kirchplatz

Die Kirchen stehen meist auf einem großen Platz. Der ist mit Steinen gepflastert oder mit alten Bäumen bestanden. Um viele Dorfkirchen herum liegt auch der Friedhof und um „friedet“ die Kirche mit seiner Stille und Besinnlichkeit. Kreuze und Denktafeln finden sich da. Oft sind sie ganz verwittert und kaum leserlich. Groß-

vater und Vater und Enkel, ganze Generationen ruhen hier in demselben Grab, zwischen den grünen, nickenden Lebensbäumen, und der Priester, der nach dem Gottesdienst die Gemeinde mit dem Weihbrunn segnet, segnet auch die Toten draußen mit. Es ist der Ort, wo die große Pfarrfamilie zusammenkommt, sich sieht, unterhält, wo Verabredungen getroffen werden. Es ist der Sonn- und Feiertagsplatz des Dorfes, wenn Pflug und Gespann ruhen und Arbeitsfriede alles umfängt.

Ein stilles Grenzland ist der Kirchplatz, das zwischen dem Gotteshaus und der Umwelt liegt, zwischen dem Alltag und dem Tag des Herrn. Es ist eine Stätte der Sammlung. Lärmende, laute Kinder passen nicht zu seinem Frieden, und fern bleiben sollen ihm gehässiges Reden und neugierige Klatscherei.

Aber es gibt Kirchen — und sie sind häufig in großen Städten —, die stehen nicht frei, sondern sind eingebaut in die Front der Häuser. Dann ist das Stück steinerne Straße vor dem Kirchportal „der Kirchplatz“ oder hinten ein Hof, der von grauen Häuserwänden umgeben ist. Und doch hat auch dieser Vorplatz etwas von der heiligen Weihe, die über dem Gotteshaus liegt, etwas vom Segen des Altars, etwas vom Weihrauch, der durch die geöffneten Kirchenportale herausströmt. Hier stehen die Fronleichnamaltäre, hier ordnen sich die Prozessionen, hier wehen Wimpel und Fahnen, wenn der göttliche Heiland segnenden Umgang hält.

Kirchplatz ist geweihter Boden, eine Stätte der Sammlung, und es ist, als höre man die Stimme Gottes mahnen: „Ziehe deine Schuhe aus, ehe du nähertrittst, denn hier ist heiliges Land.“

Viertes Stück

Der Kirchturm

Kirchtürme sind schön. Sie ragen in den Himmel wie hochgeredete Zeigefinger. Sie schwingen sich über die Dächer und Giebel. Sie wachsen in das Licht und in die blaue Luft, so hoch es die Schwere ihres Steinkörpers erlaubt.

„Sursum corda!“ jubeln sie. „Empor die Herzen!“ Nicht am Erdboden haften, nicht im Essen und Trinken, im Diesseits hängen bleiben! Höher hinauf! In den Himmel hinauf, da, wo die Seele, die unsterbliche Menschenseele, zu Hause ist und Gott Vater wohnt in seiner himmlischen Herrlichkeit.

Die Türme! Uns schiene eine Kirche arm ohne Turm, der Richtung und Ziel gibt, der ihr Wegweiser ist! Kostbare Türme gibt es mit durchbrochenem Zierwerk, und schwächliche, einfache, rote Ziegeltürme. Manche tragen einen goldschimmernden Helm und manche nur eine blankte Blechspitze, manche sind hoch und schlank und andere rundlich und behäbig, und die Häuser scharen sich um sie wie Rücken unter das Federkleid der Glücke.

Es ist im Schuß des Turmes gutes Geborgensein! Für alle späht er wachsam in das Land. Willig bietet er Blitzschlag und Hagel die Stirn. In Kriegszeiten war er wie Lor- und Stadttürme stark befestigt. Dann piffen wohl Kugeln um sein Haupt oder prallten ab an seinem gequaderten Gewand. Behütet fühlten sich die Menschen in seinen Mauern.

Schön sind die Türme. Wegweiser sind sie und Schuß. Ist's nicht derselbe Sinn, wenn wir zur Mutter Gottes beten: „Du starker Turm Davids, bitte für uns!“?

Hoch oben im kleinen Turngemach, dicht neben den Glocken, wohnte in früheren Zeiten der Türmer. Der schaute aus, ein getreuer Wächter, um jede Gefahr und jedes Ereignis den andern zu melden. Zur Weihnachtszeit lud er die Sängerknaben und Bläser zu sich herauf in die lustige Höhe, und dann erscholl von der Plattform des Turmes das „Ehre sei Gott in der Höhe“ zu den lauschenden Menschen herab.

Ich wünschte, auch heute noch ständen auf jedem Turm Türmer und Bläser und singende Sängerknaben, und sie jubelten immer — nicht bloß am Weihnachtstag — von der Höhe des Turmes herunter: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!“

Fünftes Stück

Die Kirchuhr

Weit schaut die runde Kirchuhr in das Land. Sie kann von ihrem Sitz dort oben eine halbe Welt überschauen: die Felder und Dörfer, die pflügenden Bauern, das wachsende Korn und die weidenden Tiere. In der Stadt sieht sie Dächer und Straßen, hastende Menschen, hier und da einen grünen Platz, Wagen, Autos und lärmende Straßenbahnen.

Oft ist sie vor Alter ganz verwittert. Aber das macht kaum etwas aus. Ja, je älter sie ist, desto schöner und ehrwürdiger erscheint sie.

Was hat die alte Turmuhr auch alles erlebt! Jahresanfang, Jahresende, Freud und Leid, Jubel und Enttäuschung! Soviel Augen zu ihr aufschauten, fragende, fröhliche, verzweifelte, unruhige, lachende, glückselige

Augen, so viele Schicksale hat sie kennengelernt. Das hat sie weise und nachdenklich gemacht. Und dann kommt es wohl vor, daß die alte Turmuhr vor Nachdenklichkeit stehenbleibt.

Aber das Rasten dauert nicht lange. Meist wird sie schnell wieder in Ordnung gebracht, denn sie ist der Stolz der Gemeinde, die weiß, daß die Kirchuhr, die so ruhig in Wetter und Sturm hinausguckt und so gut Freund mit den segelnden Wolken ist, eine ganz besondere Uhr ist, eine kirchlich „genehmigte“ Uhr gewissermaßen, eine Uhr, die am Herzen Gottes schlägt.

Kein Wunder, wenn die Kirchuhr ob solchen Lobes gar gerecht und stolz ist und voll Selbstgefühl ihr blankes Zifferblatt zeigt und die schmucken Zeiger, ihre wackeren Gehilfen.

Langsam geht der Stundenzeiger, der kleine behäbige, seinen Gang. Voll Würde und Besinnlichkeit. Er schafft in einem winzig kleinen Schritt daselbe, was der behende große Minutenzeiger nur in einer weiten, kreisrunden Drehung zu bewältigen vermag.

„Eile mit Weile“, ruft er dem zu. „Wenig, aber ordentlich arbeiten. Nicht hasten, nichts überstürzen, kommt stets zum Ziel.“

Der große Behende aber ruft zurück: „Jeder auf seine Art. Hast du Ruhe und Würde, so habe ich Arbeit und Lebendigkeit. Ich muß schaffen, darf nicht verweilen, mein Weg ist lang und weit.“

Und dann nickt die alte Turmuhr gewichtig dazu und meint: „Hast recht, hast recht, alles zu seiner Zeit: Eilen und Ruhe, Hasten und Langsamgehen, Alter und Jugend. Alles zu seiner Zeit.“

Sechstes Stück

Die Wetterfahne

Oben auf der Kirchturmspitze dreht sich eine Wetterfahne. Ein glänzender Pfeil ist es, öfter auch ein Hahn — der „alte Turmhahn“ eben —, der sich mit viel Lebendigkeit den Launen des Windes fügt.

Ich dachte manches Mal: Was will die Wetterfahne gerade auf der Kirchturmspitze? Dieses willenlose, launische Ding! Eine feste Eisenhaube wäre des stolzen Turmes eher würdig.

Der Turm aber lachte mich mit seinen kleinen, blinkenden Fenstern spöttisch an: „Laß mir ja die Wetterfahne in Ruh, meine flinke, fröhliche Wetterfahne! Sie ist nicht nur dem Landmann von Nutzen, der die Stärke des Windes und das Geheimnis des Wetters von ihrer Richtung absehen kann, sie sagt auch den Stadtleuten, daß alles wandelbar ist: Glück und Sonnenschein und die Stimmung der Menschen, daß nur Gottes Güte bleibt, der all die fahrigen Erdenkräfte in seiner festen, markigen Gotteshand trägt. . .“

So eine Predigt hielt mir der Turm eines Tages, während das Wetterfahnenchen hoch oben eine ausgelassene Drehung nach der andern vollführte. Dabei quietschte und kreischte es vor Vergnügen, wie eine Tür tut, wenn sie sich den Menschen zum Arger so recht behaglich in ihren Angeln wiegt.

Dem Turm schien das Geräusch die schönste Musik zu sein, denn da begann er wieder, die Wetterfahne zu loben: „Oft wurde sie früher zum Schmuck der Häuserfirsten verwendet. Goldene Jahreszeiten, Mond und Sterne

und altüberlieferte Zeichen haben sie geschmückt. Das war feine, sorgfältige Handarbeit...“ Er warf einen wohlgefälligen Blick zu dem kleinen Turmhahn hinauf, dessen goldener Kamm in der Sonne blinkte, verheißungsvoll, fröhlich, ein glänzendes Spielzeug in der Luft, — und dann einen zweiten Blick hinunter zu mir, geringschätzig und voll Mitleid.



„Laß sie ruhig leichtsinnig sein“, sagte er langsam. „Es gehört nun mal zu ihrem Mut, flink sich zu drehen und aufmerksam zu sein dem feinsten Hauch. Schlimmer ist die Launenhaftigkeit der Menschen, die sonst so hochmütig sind und doch in ihrer Feigheit den Mantel nach dem Winde hängen und so die Wetterfahne in Verruf brachten.“

Nun war der Turm gar nahe daran, aufgebracht zu werden! Ich suchte mit großen Schritten das Weite. Aber heimlich dachte ich: „Du sprichst eine zwar grobe, doch ehrliche Sprache, lieber Turm“, und ließ seitdem die kleine Wetterfahne in Ruh.

Siebentes Stück

Die Kirchenglocken

Im Kirchturm hängen die Glocken, die lieben, großen, gewaltigen Glocken! Durch die schmalen Kirchturmfenster hoch oben in der Höhe sieht man ihre dunkle Form und die festen vom Alter gebräunten Seile.

Zur Gottesdienstzeit, zum Engel des Herrn oder zu sonst einer feierlichen Gelegenheit fangen sie an zu läuten. Dann schwingen sie hin und her, leicht und sicher, in schönem, feierlichem Schwung.

Omnia ad maiorem Dei gloriam, künden sie. „Alles zur größeren Ehre Gottes!“ Ihr klingender, starker Körper hebt dabei vor Inbrunst und Eindringlichkeit. Nichts bleibt unbewegt, nichts schweigt an ihnen, als wollten sie so recht den Menschen zeigen, was volle Hingabe ist, und wie jeder Dienst zur Ehre Gottes Anbetung ist, Jubel und Aufopferung!

„Omnia . . . Alles . . .“ — das sind die tiefen, dröhnenden Schläge der größeren Glocken, die so warnend klingen und aufrüttelnd. Sie dringen in die dunkelsten und verstocktesten Herzen und klopfen dort an beharrlich und voll Nachdruck. Wie Johannes' des Täufers Mahnen ist dies Geläute: „Siehe, ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste. Ich bin Ränder vom Gottesreich, von seliger Himmelsfreude, von Erbarmen und Vergeben und sieghafter Auferstehung.“

Und es fallen die kleinen Glocken ein, die feinen, hellen: „Ad maiorem Dei gloriam! Zur Ehre Gottes! Zur größeren Ehre Gottes! Nichts ist mehr wert, gelobt

zu werden, als Er. Was auf Erden lebt, ist um Seinetwillen da, und alle Menschensehnsucht führt zu Ihm hinauf. Der König der Welt ist der Herr!"

Ihr Glocken, ihr wunderbaren, lieben, gewaltigen Glocken! Wir brauchen die Glocken! Das Rauschen der Wälder, das Wehen des Sturmes ist uns kein Ersatz.



Wir wollen Kirchtürme haben mit läutenden Glocken, die Ränder sind von Gottes Herrlichkeit. Die über der Welt schweben, erzenen Schutzengeln gleich, die Warner und Wecker den Menschen sind.

Achtes Stück

Die Eingangstufen

Stufen führen immer zu etwas Höherem. Wie macht es froh, Berge zu besteigen! Wir lieben die Höhe, das Steigen.

Wir bauten unsere Kirchen am liebsten auf hohen Bergen, allen sichtbar, alles überragend. Wir bauten sie so, daß wir zu ihnen hinaufsteigen mußten, viele Stufen hoch. So heilig ist uns die Kirche!

Viele Kirchen stehen gleich Königsburgen gleich stolz und prächtig über ihrer Umgebung. Breite Treppen

führen zu ihnen hinauf wie zu dem Erfurter Dom im lieblichen Thüringer Land. Oft aber fehlen Felsen und Hügel, die Platz für ein Gotteshaus bieten. Zu ebener Erde, mitten unter die anderen Häuser ist dann die Kirche gebaut, und kein steiler Höhenweg, keine steinerne Himmelsleiter ist da, nur eine schmale, ausgetretene Stufe.

Und über diese Stufe sind viele Füße gegangen: tappende Kinderfüße, leichte Mädchenfüße, schwere, starke Männerfüße, zitternde, unsichere, müde Füße.

Es war so selbstverständlich, daß man über diese Stufe schritt. Man merkte sie kaum. Und doch ist diese eine kleine Stufe genau dasselbe wie die weitgerühmte Treppe im hohen Erfurter Mariendom. Auch sie trägt hinein in das Gotteshaus, in die Gemeinschaft der Gläubigen, die wissen, daß sie eine unsterbliche Seele haben, daß es eine heilige Kirche gibt, die fest und siegreich wie auf Felsen gebaut ist.

Ein Schritt ist es nur, der höher führt, aber dieser eine Schritt genügt, wenn er voll Vertrauen und Bereitschaft getan wird, um zu Gott emporzugelangen.

Weg zum Vater, Aufstieg zum „Allerhöchsten“ — das ist uns die Kirchenstufe.

Damit aber ist sie zugleich ein gläubiges Bekenntnis zu Christus, der in seiner Auferstehung die Stufe zwischen Grab und Leben, Diesseits und Ewigkeit überwand.

Neuntes Stück

Das Kirchportal

Kennst du die feinen, spitzen gotischen und die rundgewölbten romanischen Kirchenportale? Sie sind mit das Schönste, was mittelalterliche Baukunst uns geschenkt hat.

Tief in Stein gehauen, wunderbar geformt, wächst das Portal aus der Wand heraus. In den Nischen zwischen den Säulen stehen Heilige aus Stein, die zwölf Apostel oder die Propheten des Alten Bundes. Die Mitte nimmt meist die Mutter Gottes mit dem Jesuskind ein, ein Kreuzbild oder Christus mit den Evangelisten. Oft sieht



man auch am Portal die klugen und förchtigen Jungfrauen, ernste Mahnerinnen, stehen.

Über dem Portal durchbricht die leuchtend geteilte, bunte Fensterrose das Mauerwerk. Mehr als zehn Meter Durchmesser hat die Turmrose im Straßburger Münster, die der weitgerühmte deutsche Baumeister Erwin von Steinbach vor 700 Jahren geschaffen hat. In prächtiger Höhe wölbt sich darüber die stolze Fassade.

Dann die Türflügel! Die sind oftmals noch älter. In Köln gibt es Türen aus dem 12. Jahrhundert, in Aachen

gar solche aus dem 8. Jahrhundert. In Hildesheim wurden die Domportale unter dem Bischof Bernward dem Heiligen, der 1022 starb, vollendet. Frühdeutsche herrliche Kirchenkunst ist es.

Der Dom von Florenz hat Türen aus Kupfer, und in Rom gibt es sogar marmorne. In aller Welt sind die Kirchenportale mit besonderer Liebe gemacht. Sie führen in das Wohnhaus Gottes hinein, in das Allerheiligste. Sie bedeuten dasselbe wie der Vorhang im Tempel des Alten Bundes, um den so lautes Klagen war, als er bei Jesu Tod zerriß. Ja, noch kostbarer sind sie als dieser Vorhang, denn der Opferaltar im Innern unserer Kirche ist zugleich der Königsthron des dort in der Gestalt von Brot und Wein sichtbaren heiligen Gottes. Machst du das Tor auf, stehst du vor ihm.

Am Türgriff und am Bogen kann man Tiermasken und Dämonenfräßen eingemeißelt sehen. Das hat einen tiefen Sinn. Draußen vor der Kirchthür ist die Unrast und drinnen im Gotteshaus die Ruhe. Draußen lauern die Gefahren, und drinnen ist Gott. Draußen ist Werktag und drinnen Festlichkeit. Da haben die Mächte der Finsternis keinen Zutritt, sie müssen zurückbleiben am Portal.

So ist das Tor Eingang. Aber es ist auch Scheidewand. Nur wer guten Willens ist, darf hindurchgehen.

Zehntes Stück

Die kirchliche Wandzeitung

An den Wänden der Kirche, am Gitter des Pfarrhofes sieht man die „Kirchliche Wandzeitung“ angeschlagen. Viele laufen achlos daran vorbei. Wer hat Interesse

genug, sich das Blatt mit den großen Buchstaben und dem schlichten, ernstern Namen näher anzusehen? Es hängen so viele Anschläge in den lauten, betriebsamen Straßen, wozu nun noch an den Wänden eine kirchliche „Zeitung“?!

Zeitung — das Wort ist verknüpft mit „Neuigkeiten“, mit „Wichtiges“, mit Mittheilungen vom Leben der großen Volksgemeinschaft, von den Ereignissen in der Welt. Die bunte Mannigfaltigkeit eines Erdentages spiegelt sich in ihr wider. So unentbehrlich erscheint sie den Menschen, daß sie sie tagsüber bei sich tragen, um alles genau zu lesen.

Nun ist eine Wandzeitung freilich nicht in die Tasche zu stecken. Sie hat nicht viele Blätter zum Umschlagen, nur eine einzige Seite mit starkem Druck, der in die Augen fällt und deutlich sichtbar ist. Wer vorübergeht, soll aufmerken, sich einen Augenblick in den Inhalt vertiefen und den Gedanken, den er las, mitnehmen auf seinen Weg und in seinen Tag hinein.

„Gotteswort-Brett“ hat einmal einer die Kirchliche Wandzeitung genannt. Das ist die rechte Bezeichnung dafür, die deutlichere, tiefere. Helfen, daß Gottes Wort unter die Menschen getragen wird, die gleichgültig sind und glaubenslos, die da suchen und warten, — das ist ihre Aufgabe.

Vielleicht erscheint dir das unwichtig. Oder es sind dir längst bekannte Dinge. Aber der Sinn dieser Dinge? Das Sehen hinter ihre Oberfläche, das Hineinhorchen in die Tiefe? Kommt nicht erst dann ihr Wesen heraus, — und die alltäglichsten und selbstverständlichsten Erlebnisse, erhalten sie nicht so einen goldenen Schein und werden reich und bedeutungsvoll?

Und ähnlich ist es mit der Kirchlichen Wandzeitung. Außerlich ist sie nur ein Anschlag, der Erklärungen zum Sonntagsevangelium gibt. Darüber hinaus ist sie mehr: Wegweiser zum Himmel. Die Kunde von Gott für alle lesbar, für alle erreichbar. Aufforderung, sich zum Glauben und zur Gefolgschaft Christi, zu den „Werkleuten Gottes“ zu bekennen, die sein Evangelium auch vor anders Gesinnten nicht verleugnen.

Und zu was für einer Haltung ruft das Evangelium, das dort verzeichnet ist, auf? Zur Tatfreude! Zur Treue! Zu ernster Arbeit! Zu liebevollem Sinn! Keines schmäh't. Keines drückt nieder. Keines ruft zu Haß und Spaltung auf. Immer will es Ansporn, Hilfe, „Gotteswort“ sein. Immer ist es von Liebe erfüllt und von Verantwortung getragen.

Zweiter Teil Geborgen im Innern

Elftes Stück Der Kirchenraum

Die Tür ging hinter dir zu. Nun stehst du im Innern der Kirche. So feierlich ist es darin, so ganz anders als sonst. Du spürst, Gott wohnt in diesem Raum. Er ist wirklich da. Es ist sein „Wohnhaus“.

Zwar ist der Raum etwas Begrenztes. Er hat einen Boden, er hat Wände und eine Decke. Er ist ausgedehnt in die Tiefe, die Länge und die Breite, aber jedes Ding in diesem Raum ist mitgeheiligt von der Opferhandlung am Altar, jedes mithineingezogen in die Gemeinschaft der Gläubigen. Denn das ist der tiefste Sinn dieses Gotteshauses: eine Opfer- und Gemeinschaftskirche zu sein.

Im Mittelpunkt des Opferraumes steht der Altar. Er ist nach Osten gerichtet, der aufgehenden Sonne entgegen. Christus ist Licht. Es ist der Auferstandene. Sein Tod und sein Sieg erneuern sich auf dem Altar. Sein Wort tönt von der Kanzel. Sein Leidensweg wird in den vierzehn Kreuzwegstationen lebendig. Sein Lob erklingt vom Sängerkhor. Und von seiner Gnade und Barmherzigkeit sprechen Taufbrunnen, Beichtstühle und Kommunionbank.

Die meisten großen Kirchen sind in Kreuzesform gebaut. Dieses Kreuz wird deutlich, geht man durch den Mittelgang von hinten nach vorn zum Altar, und vom Muttergottesaltar auf der einen Seite zum Altar des hl. Joseph auf der andern Seite. Auf dem Kreuz als dem Sinnbild des Opfers steht die Kirche.



In vielen frühchristlichen Kirchen lag der Altar mehr in der Mitte der Kirche. Oft war er über dem Grab eines Martyrers errichtet und stand ganz frei. Der Priester war gewöhnlich zum Volk gewendet. Alles sammelte sich um diesen Altar, die ganze Gemeinde.

Später wurden die Kirchen größer, da sie mehr Menschen fassen mußten, der Abstand zwischen Priester und mitfeierndem Volk wurde immer breiter, und die Gefahr entstand, es „lese“ der Priester die heilige Messe allein, während die Gläubigen für sich sangen und beteten.

Und doch blieb der Gedanke der Gemeinschaftskirche immer erhalten. Uralt ist die Bezeichnung „Schiff“, „Kirchenschiff“ für das Innere. In diesem Schiff, dessen Steuermann der opfernde Priester am Altare ist, sind alle geborgen, ohne Unterschied.

Nun mühen wir uns in der Gegenwart wieder, den tiefen Sinn der Gemeinschaftskirche neu zu beleben. Schön können „Gemeinschaftsmessen“ sein mit dem „Schott“ in der Hand oder eine heilige Messe auf Fahrt, wenn alle zusammen in irgend einer kleinen Dorf- oder Diasporakapelle um den Altar herumstehen dürfen, bei dem Priester, eng mit der heiligen Handlung verbunden, wenn nicht der eine während der heiligen Messe die Litanei oder den Rosenkranz betet, und die Orgel Lieder spielt, die in die Maiandacht gehören. Opfer- und Gemeinschaftshaus ist unsere Kirche.

An den Wänden sind die zwölf Kreuze eingemauert. Bei der Weihe der Kirche salbte der Bischof sie mit heiligem Öl. Sie erinnern an die zwölf Apostel, und am Kirchweihfest werden Kerzen vor ihnen angezündet. Dann

bitten wir, daß der Geist der Apostel, ihr Mut und ihre Begeisterung wachbleiben mögen in der Gemeinschaft der betenden und opfernden Kirche.

Zwölftes Stück

Die Kirchenfenster

Es kann so gehen, daß man im Gotteshaus steht und zunächst nichts weiter sieht als die Kirchenfenster, die tiefeingelagert in dem Gewölbe oder weitausladend an den Wänden sitzen wie strahlende Augen, die das Antlitz der Kirche beleben.

Kirchenfenster lassen sich nicht beschreiben. Man muß sie sehen und ihre Schönheit weit und andächtig in sich aufnehmen.

Das Mittelalter hat herrliche Kirchenfenster geschaffen aus seiner tiefgläubigen, andächtigen, begeisterten Seele heraus. Wer Sonne und Licht zu Gehilfen bei seiner Arbeit braucht, muß selber rein und klar und gottverbunden sein. Schönerer Kirchenfenster sind kaum in den späteren Jahrhunderten wieder geschaffen worden. Alle Farbabtönungen finden sich darin. Rot wie funkelnder Wein und Gelb wie reifes Korn. Schattiges Grün und warmes Violett, Blau so tief wie das dunkle Meer. Vergebens sannnen die Meister späterer Zeiten dem „Geheimnis“ dieser leuchtenden Farben nach. Sie glaubten, es läge an der Fertigkeit, die ihnen verborgen blieb. Und sie ahnten nicht, daß vielleicht ihre Seele gottfremder, zwiespältiger, daß ihre Hände unsicherer geworden waren, und ihre Werke nicht mehr so wie einst aus der Kraft eines felsenfesten Glaubens erwachsen.

LUMEN VITAE

Gestalten aus dem Leben der Kirche sind auf den Glasfenstern dargestellt: die vier Evangelisten, die Heiligen, auch Szenen aus dem Alten und Neuen Testament. Einfache, schlichte Formen sind es, Gesichter, mit wenigen Strichen gezeichnet, aber so, daß das Wesentliche ganz groß und deutlich sichtbar wird. Und die Farben stimmen prächtig zueinander und geben den Figuren und Bildern viel Leben und viel Innigkeit, daß man meint, sie müßten sich von oben lösen und mit den Sonnenstrahlen zugleich die schrägen Staubbahnen auf- und niederwandeln.

Überhaupt das Licht! Es macht die Körper durchsichtig, seelenhaft, überwirklich. Es läßt die körperlose, himmlische Welt ahnen.

Und die klare Schönheit der lichterfüllten, bunten Glasfenster teilt sich dem Raum mit, und auch der Kirchenraum wird beseelt. Die Fenster weiten und vergeistigen das schwergesetzte Gewölbe. Sie schaffen die geheimnisvolle, warme Stimmung, die in unsern Kirchen ist, und füllen das Innere je nach der Tageszeit mit einem flutenden Meer von Licht und Helligkeit oder mit einer nachdenklichen, anbetenden Dämmerung.

Dreizehntes Stück

Der Taufbrunnen

Es gibt ein wunderbares Geschehen im Leben des göttlichen Heilandes. In Sichar ist es. Ermüdet sitzt er auf dem Rand eines Brunnens. Abendlich still ist es ringsum. Die Jünger sind in der nahen Stadt. Da kommt eine Samariterin zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen, und

Jesus spricht mit ihr über das Wasser, das er den Menschen geben wird, und das „lebendiges Wasser“ sei, so lebendig, daß es wie eine Quelle in das ewige Leben emporspringe.

Viele Jahrhunderte sind seitdem vergangen, aber diesem Versprechen getreu steht in jeder Kirche ein Brunnen mit „lebendigem“ Wasser, der Taufbrunnen. In frühester Zeit führten Stufen hinein in das große,



steinerne Wasserbecken, in dem die Läuflinge tief untergetaucht wurden. In der Laterankirche in Rom, die dem hl. Johannes dem Täufer geweiht ist, wurden auf diese Weise viele Jahrhunderte lang in der Osternacht die Heiden getauft.

Das Untertauchen machte es deutlich, daß die also „Getauchten“ („taufen“ hängt mit „tauchen“ sprachlich zusammen) wirklich Verwandelte waren; sie traten durch die Taufe heraus aus Schuld und Sünde; es geschah an ihnen ein Geheimnis, ein großes, unfassbares „Stirb und Werde“.

In späterer Zeit wurden die Taufbrunnen durch kleinere Tauffschalen oder „Taufsteine“ ersetzt. Meist sind diese hinten an der Tür aufgestellt, entfernt vom Altar, denn die Taufe ist der Beginn, der erste Schritt des jungen Christen. Es ist ein weites Gehen von hier bis tief hinein in das Reich Gottes.

Steinmetzkunst und Schmiedearbeit haben schöne Taufsteine geschaffen. Der eine ist tiefgewölbt wie ein Kelch und steht auf breitem Fuß, der andere hat eine flache Schale, die kleine Säulen stützen und tragen. Ein Holzdeckel oder eine gußeiserne Platte ist der Verschluss. Kein Staub und kein Schmutz dürfen unvorsichtig hineinfallen und das heilige Wasser trüben, das nur zweimal im Jahre: Karfreitag und Pfingstsonnabend, geweiht wird.

Vielen dieser „Tausen“ sieht man ihr hohes Alter an. In Assisi im Dom wird noch heute am gleichen Taufstein getauft, an dem der deutsche Kaiser Friedrich II. unter der Assistenz von fünfzehn Kardinalen und Bischöfen 1197 getauft worden ist, und fünfzehn Jahre früher, 1182, der hl. Franz. Mehr als 700 Jahre sind es her. Und ähnlich alt und ehrwürdig sind manche andern Taufsteine. Oft ist die Kirche zerfallen, aber der Taufstein blieb, und eine neue Kirche wölbte sich über ihm. Als Zeichen des Lebens und der Unsterblichkeit überdauert er die Zeit.

„Vidi aquam egredientem de templo... — Wasser sah ich dem Tempel entströmen, Alleluja! Heil wurden alle, die dieses Wasser neßte“, singt der Priester in der Osterzeit beim Austeilen des Weihwassers. Es ist das gleiche „lebendige Wasser“, das Christus damals am

Brunnen in Sichar der Samariterin verheißen hat, und das zum ersten Male bei der heiligen Taufe über die Stirn des Menschen fließt.

Vierzehntes Stück

Die Kirchenbänke

Im weiten Kirchenschiff stehen die Bänke. Vorn die kleinen für die Kinder, dahinter die großen.

In alten Dorfkirchen sind die Bänke vor Alter ganz rauh und zersurcht. Der Holzwurm bohrt in ihnen herum. Aber weißgescheuert sind sie von der Küsterfrau, und sie blitzen vor Sauberkeit trotz ihres wurmstichigen Alters. Hier haben ganze Bauerngeschlechter gefessen, Väter und Großväter, die harten Arbeitshände auf die Bank gelegt, den Rosenkranz in den schwieligen Fingern, den Kopf weit vorgeneigt über dieselbe weißgescheuerte Kirchenbank. Fromm und treu und glaubensstark.

Die Bänke der Stadtkirche sind glatt und dunkel. Ernst stehen sie hintereinander in vielen Reihen. Auch sie können erzählen —, von stillen, andächtigen Betern, von großem Vertrauen und heiliger Versunkenheit. Auch von zerstreuten Kirchengängern, von solchen, die immer sitzen und zu bequem sind zum Knieen, von andern, die zu spät kommen und dennoch jeden, der auf „ihrem“ Plaze sitzt, mit unfreundlicher Beharrlichkeit hinauswerfen. Und die Kinderbänke erst, was wissen die zu sagen! Von Kindern, die schwäzen statt zu beten, umherschauen, lachen und ganz und gar vergessen, daß sie in der Kirche sind. Die mit den Beinen die Bänke entlangrutschen oder darauf herumkriechen, die ausgelegten Gesangbücher zerreißen und bemalen oder fortnehmen.

Bittere Tränen hätten die kleinen Bänke über soviel Unverstand und Bosheit weinen mögen, und in der Dunkelheit der Kirche ist es manchmal wie ein leises Schluchzen.

Zuweilen zwar huscht auch ein Lächeln über ihr ernstes Gesicht, das ist, wenn die Sonne in den Kirchenraum scheint, oder wenn eins lieb und gut niederkniet, die Hände faltet und singt, das hören sie gern, so andächtig und silberhell ist es. Das ist etwas ganz anderes, als wenn man sich nur so in die Bank hineindrückt und nicht einmal bei der heiligen Wandlung anbetend die Kniee beugen kann.

Und froh erzählen die kleinen Bänke ihr schönes Erlebnis den großen, und die freuen sich mit und räumen zustimmend: Ja, ja, die Kinder! Viele haben es doch von ihnen erfaßt, ernst und eindringlich erfaßt, was Beten heißt, und daß man in Gottes Wohnhaus nicht zum Ausruhen kommt und zur Unterhaltung, sondern zur Verherrlichung Gottes!

Fünfzehntes Stück

Die Säulen

Es ist etwas Eigenes um die emporstrebende Säule! Bei ihrem Anblick falten sich unbewußt die Hände. So recht sicher ruht sie auf breiter Grundlage, und dann wächst sie hinauf frei und leicht, schwebt fast empor trotz ihres Steingewichts und der lastenden Wucht des Daches, an dem sie mitträgt.

Sinnbild des Strebens ist die Säule. Sinnbild des Höherwachsens. Wer zum Portal eines hohen Domes

hineintritt, dessen Haltung strafft sich unwillkürlich, die Säulen ziehen seinen Blick nach oben. Fast meint man, in einem Wald mit Riesenbäumen zu sein. Schlank stehen die Stämme. Fest verwurzelt im Boden. Sie stehen wie für die Ewigkeit. Wie Wächter beim Heiligtum. Wie Gottes furchtlose Soldaten.

Oft schließen sich die einzelnen Säulen gemeinsam zu einem starken Pfeiler zusammen. Die Pfeiler der Peterskirche in Rom sind so gewaltig, daß eine Kapelle hineingebaut werden kann.

Jahrtausende alt ist die Kunst der Säule. Schon die Ägypter kannten sie. Und doch hat jedes Volk und jede Zeit sie auf eine besondere Art geformt und gedeutet.

Die alten Berichte erzählen von der klingenden „Memnonsäule“, die in der ägyptischen Wüste des Morgens die Sonne grüßte. Wir wissen auch, daß die Griechen mit ihrem feinen Spürsinn meinten, die steinernen Säulen bergen wirkliches Leben in sich. Sie gaben den Säulen die Gestalt von Mädchen, die mit erhobenen Händen das Dach ihrer Tempel stützten.

Die Römer bekleideten die glatten Säulenwände mit eingemeißelten Kriegstaten, Schlachten und Siegen. Noch heute kann man in Rom die hohe Stadtsäule des Kaisers Mark Aurel sehen oder die Trajanssäule, auf der mehr als 3000 Menschen und Pferde dargestellt sind.

Aber auf der Spitze dieser Säulen, die einst Kaiser und Triumphatoren trugen, stehen jetzt Petrus und Paulus, die Apostel. Es ist längst eine andere Welt geworden, die mit der heidnischen Sinngebung nichts zu tun haben will. Der König der neuen Zeit ist Christus.

Für ihn wachsen die Säulen empor, für ihn tragen sie im Verein mit den Wänden die Kuppel, das Dach, sicher und fest wie St. Christophorus einst das Jesuskind.

Abbild des Menschen ist die Säule, des großen, schönen und starken Menschen, der gläubig den Blick nach oben gerichtet hat, der immer strebend sich bemüht — und doch dabei die Verbindung mit den andern Menschen nicht vergißt und ihrer Gemeinschaft Führer und Schutzengel ist.

Sechzehntes Stück Der Kreuzgang

Meist sind mit alten Klöstern und Kirchen hohe, halblende Gänge verbunden. Auf ihnen liegt ein Hauch vom Mittelalter, von einer fernen, längst vergangenen Zeit. „Kreuzgänge“ nennt man sie. Rauh und ungleich ist ihr gequaderter Boden. Laut tönt auf den Steinfliesen der Schritt, wenn man darübergeht. Und ernst und verschlossen schauen die Tafeln und Inschriften aus, die im Boden und an den Wänden eingemeißelt und oftmals vor Alter unleserlich sind.

Am schönsten sind die Kreuzgänge in den späten Nachmittagsstunden, wenn das Licht darüberfließt, zerstreut und unruhig und bald verschwindend wie ein Lachen über ein verwittertes Gesicht.

Ein Rosenstrauch rankt wohl an dem zersprungenen Mauerwerk empor, hält sich an dem grobkörnigen Gestein oder sucht neugierig in die Dämmerung hinabzulauschen.

Auf dem Hofe, den der Kreuzgang viereckig umgibt, rieselt ein Brunnen. Eintönig und plätschernd fällt das Wasser in das Becken zurück.

Oft blühen Blumen auf dem Hof, und grüne Gräser stehen steil und unbewegt, weil selten nur ein lebhaftes Windwölkchen sich in die steinerne Abgeschlossenheit verirrt.

Säulen tragen das Gewölbe des Kreuzganges. Verschieden sind sie, so wie die Menschen und die Jahre, die daran gebaut haben. Sie können niedrig sein, gedrungen, einfach. Oft wieder anders: köstlich geformt, schlank und schmal. Oder sie sind bunt und farbig, wie die vom Kreuzgang am Dom zu Brixen. Die leuchten wunderbar hell, wenn die Sonne darauf fällt.

Andächtig und versonnen wird, wer die alten Kreuzgänge durchschreitet. Nachdenklich machen sie. Und wie Heimweh steigt es auf nach der Zeit, da durch sie die schweigenden Reihen der Mönche zogen, die zu heiligem Dienst und zu nächtlichem Gotteslob sich rüsteten.

Siebzehntes Stück Das Chorgestühl

Quer zum Altar steht in manchen Kirchen das Chorgestühl. Hier sitzen die Domherren oder in den Abteien die Mönche, wenn sie zum gemeinsamen Gebet versammelt sind.

Der Chorraum liegt um einige Stufen höher als das übrige Kirchenschiff. Eine sinnvolle und schöne Gliederung ist das. Die Nähe Gottes und die Majestät des Altars werden dadurch deutlich spürbar.

Viel Kunst haben die alten Meister auf die Chorstühle verwandt. Kostbar und eigenwüchsig sind viele. Ganze Geschichten aus ferner Zeit vermag das Zierwerk eines Chorgestühls zu erzählen. Selbst an lustigen Darstellungen fehlt es dabei nicht. So lebendig wirken die geschnitzten und gemalten Gestalten, die betend und lobsingend im Holz des Chorgestühls stecken.

Schade ist es, daß oft das schönste Chorgestühl aus den Kirchen fortgetragen und in den Räumen der Museen zur Schau aufgestellt worden ist. Das war ganz sicher nicht im Sinne jener alten Meister, denen das Prächtigeste gerade gut genug war, um vor dem Angesicht Gottes zu stehen.

Zum Chorgestühl gehören die betenden Menschen. Wenn in den großen Klosterkirchen sich die Mönche zum gemeinsamen Chorgebet versammeln, wenn sie paarweise hereinschreiten, der Abt mit dem Brustkreuz voran, und sie dann alle feierlich im Chorgestühl Platz nehmen und wechselweise singen und beten, wenn sie aufstehen und sich verneigen, gemeinsam und einzeln, still und ehrfürchtig, — dann scheint das Chorgestühl mit ihnen eine Einheit zu sein, und die Engel und Heiligen im toten Holz singen mit, als habe sich die Kirche zum hohen Himmelsaal geweitet.

Und ganz plötzlich begreifst du, was mit „Chorgebet“ und „Choralgesang“ gemeint ist, wie es nichts anderes ist als vollendeter Dienst vor Gott. Und tief in dieses Erlebnis eingeschlossen ist ein zweites: Das Erlebnis der Gemeinschaft. Die betende Kirche geht hier voran. Das hat vor allem die Jugend erkannt. Mitten hineingestellt hat sie sich in die liturgische Bewegung. Es drängt sie zur Gemeinschaftsmesse und zu der schlichten Schönheit

des gregorianischen Chorals. Und immer größer wird die Zahl derer, die wissen, wie tief das gemeinsame Gebet verbindet, wie es Klang hat und Rhythmus und Schwung verleiht, wie es die Seele öffnet und wach erhält! Und dann, — könnte dann nicht einmal die Zeit wiederkommen, wo die Menschen freiwillig das Chorgestühl aus den Museen holen und es aufstellen in ihren Kirchen, daß es dort stehe feierlich und ernst vor dem Angesicht des Allerhöchsten, und daß Menschen in ihm knien in gemeinsamem Gebet —, sollte das wirklich nicht möglich sein?

Achtzehntes Stück Der Beichtstuhl

Ein frommer Maler, Edward v. Steinle, schuf vor vielen Jahren ein Bild. Auf einem hohen Stuhle sitzt ein greiser Priester. Das weiße Haar umrahmt sein gültiges und ernstes Angesicht. Ihm zur Seite kniet ein junger Mensch. Ganz nah hebt er den Mund, daß keines seiner Worte dem lauschenden Priester verloren geht. Etwas Schweres und Ernstes muß es sein. Doch kein Erschrecken zieht über das Gesicht des Priesters. Ein wunderbares Vertrauen ist zwischen beiden, dem Priester, der nichts weiter tut als still zuhören und dem jungen Menschen, der das Dunkle und Beängstigende, das seine Seele drückt und scheu gemacht hat, sagt. Noch kniet er tiefgebeugt, doch nach dem Bekenntnis wird seine Gestalt sich straffen. Seligfroh wird er davoneilen, als sei eine Todesnot von ihm gewandt.

An dieses Bild vom Großpönitentiar in der Peterskirche denke ich oft, wenn ich an den Beichtstühlen in

unsern Kirchen vorübergehe. Ernst und still stehen sie in den Nischen oder Seitenkapellen der Kirche, jedem Besucher des Gotteshauses gut bekannt. Zu beiden Seiten neben dem Sitz des Priesters die Kniebänke, darüber ein schmaler Tisch und ein hölzernes Sprechgitter, durch das der Priester zu dir spricht und all dein Sorgen und dein Sündenleid tief bergen wird in Gottes Barmherzigkeit.

Nicht immer hat es Beichtstühle in der heute üblichen Art gegeben. In der Frühzeit des Christentums knieten die Männer an den Stufen des Altars, um ihre Sünden zu bekennen, die Frauen an den Chorschranken. Beichtstühle, so wie wir sie kennen, dreiteilig in ihrer Form, tauchen erst im sechzehnten Jahrhundert auf. Sie passen sich schon bald dem Kircheninnern an, sind geschnitzt und bemalt, werden kleine Stuben des Vertrauens, der Zerknirschung und der ehrlichsten Umwandlung. In der mit vielen Gläubigen gefüllten Kirche geben sie dem Einzelnen Ruhe und Einsamkeit, hüten ihn vor jedem neugierigen Blick, helfen ihm zu einem sicheren und tapferen Bekenntnis.

In sich gekehrt stehen die Menschen vor dem Beichtstuhl. Sie beten: Das Vaterunser, den Aveakt, ein Gebet vom Schmerzhafsten Rosenkranz, den ernstesten Psalm „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir“. Sie denken an die Schönheit des Himmels, die sie durch Leichtsinn und Sorglosigkeit auf das Spiel gesetzt haben, an das Gleichnis vom verlorenen Sohn, dem der Vater trotz seiner Fehlritte gütig verzeiht. Und sie gehen mit besonnenem Schritt, mit viel Demut und viel Hoffnung in den Beichtstuhl hinein. Sie wissen, dort drinnen wird ihnen ihre Schuld abgenommen werden. Mit der violetten Stola,

dem Amtszeichen seiner priesterlichen Würde bekleidet, läßt der Priester ihnen in Gottes Namen die Sünden nach:

Ego te absolvo.

Ich spreche dich los.

Es ist ein hohes Geheimnis, ähnlich dem hohen Geheimnis der heiligen Taufe, ein feierlicher Vorgang.

Man sieht dem „braunen Notstuhl des Gewissens“, wie ihn ein leichtfertiger Dichter einmal nannte, von außen den Glanz nicht an, der in seinem Innern wohnt, wo nach Reue und erstem Vorsatz die Gnade der Gotteskindschaft neu erstrahlt. Man kann es jedoch von den Gesichtern der Menschen ablesen, die voll ehrlichen Leids in den Beichtstuhl hineingingen und ihn mit frohem Herzen verlassen. Sie empfangen das hochzeitliche Kleid, das sie nun wieder in Unschuld und Heiligkeit tragen dürfen.

Neunzehntes Stück

Die Kommunionbank

Zwischen dem Kirchenschiff und dem Altarraum steht die Kommunionbank. In ehrfürchtigem Abstand hält sie die Menschen vom Altar. Sie ist die Schranke vor dem Allerheiligsten.

In der frühchristlichen Zeit hatten Marmor- und Holzgitter, innerhalb derer die Sängere ihren Platz hatten, diese Aufgabe. Damals war es noch so, daß der Kirchenchor mit dem Priester zusammen vorn am Altar sang.

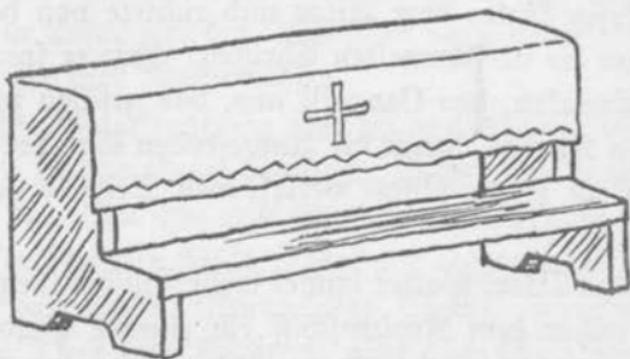
An den Schranken, den Cancelli, waren Lesepulte angebracht, meist zwei aus Holz oder Stein. An dem kleineren verlas man die Epistel, an dem größeren das Evangelium. Hier war auch der mächtige Leuchter aufgestellt, der zur österlichen Zeit die Osterkerze trug. Stufen führten zu dem Evangelium-Pult hinauf; auf ihnen wurde während der heiligen Messe das Graduale gesungen, das noch heute seinen Namen „Stufenlied“ trägt.

Später wurden (in den Stifts- und Abteikirchen) die Schranken durch einen hohen Vorbau verdrängt, das war der „Lettner“. Darin steckt noch das alte lateinische Wort für „Lesepult“. Auch hier vom „Lettner“ erklang das Evangelium, von hier sang der Kirchenchor beim Gottesdienst seine feierlichen Lieder und Gesänge.

Aber dieser Lettner war hoch und breit. Das heilige Geschehen vorn am Altar wurde ganz durch ihn verdeckt. Er war wirklich Schranke, Scheidewand und hinderlich. So wurden die Lettner in den meisten Kirchen abgeschafft, und es kam schließlich dahin, daß die Kommunionbank es übernahm: Schranke zu sein. Aber sie übernahm dies nur als eine Art Nebenaufgabe. Ihre Hauptbedeutung blieb die weit tiefere und reichere: „Tisch des Herrn“ zu sein, an dem Christus Wein und Brot austeilte als sein eigen Fleisch und Blut.

Weißes Leinen deckt diesen Tisch. Gastlich und einladend sieht es aus. Ehrfurchtgebietend in seiner Reinheit. Nur Menschen mit ehrlichem Willen dürfen ihm nahen, mit einem Herzen, das nach dem Guten sich sehnt und Verlangen nach der göttlichen Liebe und Größe und Barmherzigkeit in sich trägt. Da darfst du nicht drängen und stoßen, um möglichst schnell wieder zurück an deinen

Platz zu kommen. Es sähe aus, als könntest du vor den Augen des Herrn das Feilschen und Kaufen nicht lassen. Und fort wären auch die Sammlung und Andacht deines Nachbarn. Du störst ihn durch deine Unrast. — Feierlich zum Tisch des Herrn hinzutreten, ist fast eine Kunst. Auch nicht scheu und gebückt und mit ängstlich niedergeschlagenen Augen soll es sein. Du kennst den Heiland,



dem du entgegengest, ruhig ansehen, froh ansehen, dich freuen! Und die Hände falten und aufrecht heben wie brennende Kerzen. Nirgendwo bist du Christus persönlich so nahe wie an der Kommunionbank, nirgendwo bist du gesegneter, glücklicher, beneidenswerter als an diesem Tisch, der so überfull ist von Gottes Gaben. Nirgendwo spürst du es inniger als hier, was es heißt, Gotteskind, wirklich Gottes „Kind“ zu sein.

Zwanzigstes Stück Die Kanzel

Es ist stets ein feierlicher Augenblick, wenn der Priester die Kanzel besteigt. Die Orgel schweigt. Die lauten Lieder sind verstummt. Erwartungsvoll blicken alle zu

der Kanzel empor. Von Gott werden sie nun sprechen hören, von seiner Herrlichkeit und seiner Liebe und seinen Geboten. Da heißt es: still zuhören und aufmerksam sein, damit das Gehörte auch wirklich tief einwurzelt im Herzen.

In den ersten Jahrhunderten, als die Kirche noch eine junge Gemeinde war, saß der Bischof auf dem hohen Bischofssitz hinter dem Altar und richtete von dort das Wort an die versammelten Christen. Oder er sprach von den Schranken, den Cancelli aus, das geschah zumal in größeren Kirchen, damit die Anwesenden ihn oder den die Predigt an seiner Statt verlesenden Priester verstehen konnten.

Als das Wort Gottes immer mehr Zuhörer begeisterte, wurde näher dem Kirchenschiff ein eigener Predigtstuhl errichtet, die Kanzel. Noch erinnert die Bezeichnung „Kanzel“ an seinen ehemaligen Platz bei den Cancelli.

Wortgewaltig und wachsam standen im Wechsel der Zeit die großen Prediger auf diesen Kanzeln: Mittelalterliche Heilige wie Bernhard von Clairvaux, der zu den Kreuzzügen aufrief, Volksmissionare, Bischöfe, bis herauf zu den kraftvollen Kirchenfürsten der Gegenwart, kernige Dorfpfarrer, kluge und mutige Großstadtseelsorger voll Glaubenskraft und Treue.

Um Gottes Wort eine würdige Stätte zu geben, verzierte man die Kanzeln, nahm edles Metall und Gestein, ließ sie auf Säulen aufruhern und führte eine schön geschwungene Treppe hinauf. Mancherorts wurde es Sitte, daß ein Messdiener mit brennendem Licht den Priester bis zu dieser Treppe begleitete.

Ein Schalldeckel wölbt sich über der Kanzel, damit Klang und Stimme weit in die Gläubigenschar getragen werden. Engel halten oft diesen Schalldeckel, und die Taube, das Sinnbild des Heiligen Geistes, ist in seinem Innern dargestellt. Gern brachte man an der Kanzel von den Heiligen die vier Evangelisten an oder ihre Symbole: den Löwen für Markus, den Adler für Johannes, den Stier für Lukas und den Menschen für Matthäus, ebenso auch die vier Kirchenlehrer.

An der Kanzelbrüstung oder an der Wand hinter dem Prediger ist das Kreuz befestigt. Beherrschend und stark steht es da. Von ihm geht die Kraft aus, die die Priester auf diesen Kanzeln stählt, segnet und aufrecht erhält. Das Kreuz, das harte Marterkreuz Christi, verleiht ihren Worten Tiefe und Reichthum, aber auch Sieg und ewige Dauer.

Einundzwanzigstes Stück

Die Orgel

Die Orgel! So schlicht sieht der braune Spieltisch aus, so nüchtern die weiß-schwarzen Tasten, Knöpfe und Griffe. Wer ahnt die Fülle des Klanges, die darin gebunden liegt, und die die Kirche bis in den kleinsten Winkel zu füllen vermag! Nur die Orgelpfeifen, die großen und kleinen silberschimmernden Orgelpfeifen verraten etwas von dem Wunderbaren, das da verborgen ist. Sie stehen so gerade und voll Geheimnis da und warten, bis der Meister kommt und ihr Leben weckt. Dann braust es daher wie ein jubelndes Tedeum. Es ist voll Drängen

wie der Sturmwind und rüttelt wach wie Blitz und Ungewitter. Oder es ist leise und betrachtend wie ein stiller Rosenkranz und eindringlich wie die Bitttrufe der Litanei. Oder tröstend und sacht wie das Rauschen der Bäume und das Wiegen des reifen Ahrenfeldes. Oder es ist auch voll Trauer und Ernst und Tränen wie ein bitterer Kreuzweggang. Dann ist meist Fastenzeit, oder ein Toten-



amt wird gehalten, die Kreuze sind mit violetterm Tuch verhangen, und Altar und Priester sind in Schwarz gehüllt.

Wunderbar ist das Spiel der Orgel. Es ertönt zur Hochzeit und zur Taufe, zur Auferstehungsmesse und zur Maiandacht. Es leitet den Gottesdienst ein und beschließt ihn. Es begleitet Gebet und Gesang und hebt die Gedanken und harten Sätze der Menschen mit weichen, melodischen Händen empor, daß sie voller klingen, begeisterter, dringender.

In den Domen von Aachen, Erfurt, Halberstadt, Magdeburg, München und Freising standen in deutschen

Landen die ersten Orgeln. Nicht wissen wir mehr die Namen der Erbauer, die sie hineinsetzten in die gotischen und romanischen Dome, in den steinernen Kirchenraum.

Zimmer vollkommener wird dann im Lauf der Zeit der Wunderbau der Orgel. Da sind im Jahrhundert des Barock und Rokoko die Pfeifen vergoldet und mit Löwenrachen versehen. Bewegliche Cherubim und Seraphim blasen in Trompeten, schlagen Trommeln und Pauken und lassen Glockenspiele erklingen, zu dem Engel mit ihren Händen den Takt schlagen. Und Sonne und Mond und Sterne kreisen hoch oben ihre Bahn, und manche Orgel verstand, die Stimme des Donners, des Regens und die Laute der Hähne und Bären und Singvögel wiederzugeben. Eine übersprudelnde Phantasie hatte die Königin der Instrumente ausgeschmückt.

Wunderbar ist das Lied der Orgel, so wunderbar, daß man glaubt, es könnten gar nicht irdische Hände sein, die darauf spielen. Es müsse St. Cäcilia, die Heilige des Lobgesanges, sein, die unsichtbar da oben auf der Orgelbank sitzt.

Zweihundzwanzigstes Stück Das Ewige Licht

Zuweilen knistert es leise in der Kirche, und über den Altar läuft ein zuckender Schein weicher, roter Helligkeit, besonders in den Stunden der Dämmerung, wenn die hohen Abend Schatten durch die Kirchenfenster fallen und die Straßen draußen still geworden sind.

Es ist das Ewige Licht, das diesen leichten Schein gibt, bei dem es sich gut betet, so gut, daß man sich ein katholisches Gotteshaus ohne Ewiges Licht einfach nicht vor-

stellen kann. Es gehört in die Kirche hinein. Es gehört ganz dicht zum Altar, weil es Gottes Gegenwart ankündigt.

Wer hätte nicht gern schon einmal mit dem Ewigen Licht getauscht, auch so nahe und hell und feurig in Gottes Gegenwart brennen mögen? Ein Licht, das immer leuchtet, bei Tag und Nacht!

Viele Lichter und Feuer sind schon auf Erden angezündet worden und wieder erloschen, und nur die Sterne oben am Nachthimmel behielten ihr stetiges Licht — und das „Ewige“ Licht vor dem Altar, das brennt, solange Gott da ist, und Gott stirbt nie.

So klein ist das Licht, und doch gibt es dem Raum Leben und Helligkeit, und so rastlos es ist — Ruhe und Vertrauen und frohe Sicherheit strahlen von ihm aus. Kein Irrlicht ist es wie die im dunklen Moor oder auf der nächtlichen Wiese. Kein solches Irrlicht, das falsch und trügerisch ist. Gottes Sinnbild ist es, das Sinnbild der Wahrheit, der Liebe, das Christus in die Welt und in die heilige Kirche getragen hat und das die Finsternis zerbrach, in die die Menschen eingehüllt waren. Und gleichsam um zu zeigen, daß es vom Himmel kommt und Gott selber es entzündete, hängt das Ewige Licht an schwankender Kette vom hohen Gewölbe herunter. Es berührt nicht die Erde, es schwebt in der Luft. Alle andern aber, die vor und nach Christus aufgestanden waren und neues Feuer und helle „Aufklärung“ zu bringen versprochen, — sie holten das Licht aus den Niederungen der Erde, und es brannte flackernd, nicht ruhig und stet, und es verzischte bald.

Mit Öl und reinem Bienenzwachs wird das Ewige Licht gespeist. Am Tag vor Ostern wird es jedes Jahr bei der Feuerweihe erneuert. Das ganze Jahr über darf es nicht ausgehen, und auch die Kerzen, die beim Gottesdienst brennen, sollen am Ewigen Licht entzündet werden.

Verschiedentlich herrscht die Sitte, daß die Bauern eines Dorfes nacheinander für das Nachfüllen der Ewigen Lampe sorgen dürfen. Das rote Flämmchen leuchtet so wirklich für die ganze Gemeinde und für jeden einzelnen im besonderen. Es ist ein immerwährendes Beten für alle.

Und gehst du Straßen und Wege, es sei Abend oder helle Mittagszeit, ein trüber Regentag oder froher Sonnenschein, und du siehst irgendwo ein Ewiges Licht aufglühen aus einer Kapelle, einem Dom, einer heimatlichen Dorfkirche —, dann geh hinein, geh nie vorüber, — es ist der traulichste und herzlichste Ort auf Erden, es ist Gottes Wohnhaus dort!

Dreiundzwanzigstes Stück

Das Sakramentshäuschen

In St. Lorenz in Nürnberg steht ein Wunderwerk, ein steinernes Sakramentshäuslein. Fast bis zu der Decke der Kirche steigt es auf. Zum Aufbewahren des Allerheiligsten diente es einst. Ein reicher Nürnberger Bürger, Hans Imhof, hat es bauen lassen, wie es heißt, aus Reue darüber, daß er einmal als Richter versehentlich einen Unschuldigen zum Tode verurteilt hatte. Sieben Jahre brauchte Meister Adam Krafft, dem er die Arbeit übertragen hatte, zu dem Werk. Aber wunderschön wurde es.

Über zwanzig Meter hoch schwingt sich die feine Stein-
spitze des Sakramentshäuschens in das Gewölbe empor.
Und unten am Fuß, da knien drei Menschen, in Stein
gehauen, und es sind der Meister selbst und seine beiden
Gesellen, die das Sakramentshaus wie einen Turm in die
Höhe heben.

Das Sakramentshaus steht auf der Evangelien-
seite. In manchen Kirchen auch hinter dem Altar. Feierlich mit
Lichtern wird der goldene Kelch mit dem Allerheiligsten
vom Priester von dort geholt und ebenso feierlich wieder
zurückgeleitet.

Die Blütezeit der Sakramentshäuser ist zwar längst
vorbei, fast überall sind sie abgeschafft. Andere stehen heute
leer in evangelisch gewordenen Kirchen. Der göttliche
Heiland wohnt nicht mehr in ihnen. — Menschen mit
Reiseführern stehen davor, Kunstkenner stauen sie an, —
aber kein Knie beugt sich anbetend vor dem dort einst
gegenwärtigen Herrn.

Nur beten können wir, viel beten und opfern, daß
wieder einmal eine Zeit kommen möge, wo erneut vor
diesen Sakramentshäuschen das Ewige Licht brenne und
Christus in den Kirchen wieder zugegen sei, in denen er
einst gewohnt hat.

Es hat einen schönen Sinn, das kleine Sakraments-
häuslein, — so richtig Gottes Eigentum, sein Haus, sein
Turm ist es. Nehmt das Bild des Sakramentshauses
mit euch in das Leben hinaus, wenn es in die Ferien geht,
oder wenn es zum Landjahr, zum Arbeitsdienst, zum Heer
antreten heißt. Und dann denkt, wie ihr selbst so ein

Sakramentshaus seid durch die heilige Kommunion, ein makelloser Schrein, der nie leerstehen darf, aus dem Christus nie fortgestoßen werde, nie!

Vierundzwanzigstes Stück Der Tabernakel

Das ist das Heiligste in jeder katholischen Kirche, ihr Herzstück: der Tabernakel.

Nicht die Kanzel, nicht der Beichtstuhl, nicht das Kreuz, nicht die Bilder, sondern der Tabernakel, jener Schrein, der das heiligste Sakrament umschließt, oder wie es übersetzt heißt: die „Hütte“ Gottes, „das hohe Zelt“ des Herrn.

Wir sind gewöhnt, den Tabernakel auf dem Hochaltar oder einem Sakramentsaltar zu sehen, vergoldet innen und mit weißer Seide ausgeschlagen, von allen Seiten wohl verschlossen und mit einer Tür versehen, die nur der Priester öffnen darf.

Nicht immer wurde das Allerheiligste so aufbewahrt. In der Frühzeit der Kirche, in der Zeit der Martyrer waren die Christen lebendige Tabernakel. So trug Tarzifius die heilige Kommunion verborgen auf seiner Brust den Gefangenen in die dunklen Verließe, und die Zufluchtsstätte, die der junge Martyrer dem göttlichen Heiland an seinem reinen Kinderherzen bot, war treuer als Tabernakel aus Holz und Stein, die erbrochen und ausgeraubt werden konnten.

Nachdem die Wut der Nachstellungen sich gelegt hatte und man nicht mehr in Sorge um die Sicherheit des hochwürdigsten Gutes zu sein brauchte, als keine johlenden

Gassenjungen und rohen Finger sich an dem Heiligtum der Christen vergingen, da begann man, Kirchen zu bauen, und in diesen Kirchen wurde nun das Allerheiligste aufbewahrt, meist in einem Nebenraum. Im Mittelalter ließ man dann die heilige Eucharistie in einem Gefäß auf den Altar herabhängen, oder man stellte sie einfach auf den Altar. Schmucklos war das Gefäß zunächst, aus schlichtem Holz oder aus Metall. Bald wurde es mit prächtigem Zierat und leuchtenden Edelsteinen geschmückt und erhielt die mannigfachsten Gestalten.

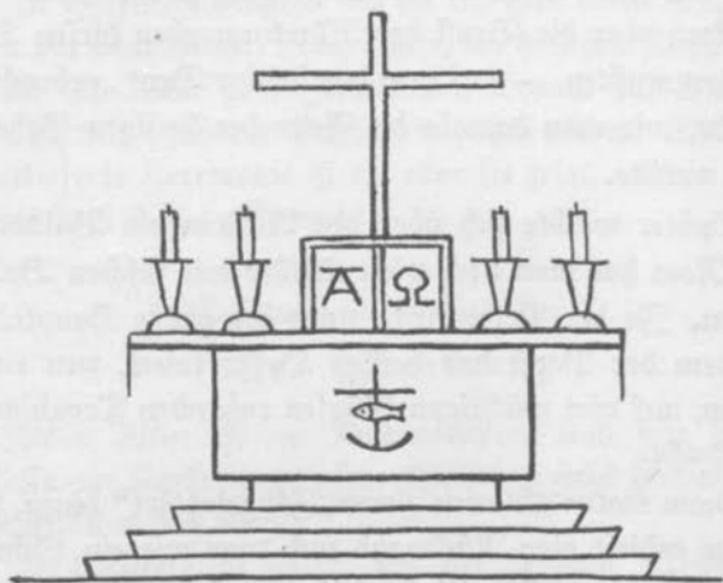
„Du goldenes Haus“, „Du elfenbeinerne Turm“ betet die Kirche in den Bittrufen der Lauretanischen Litanei. Nun läßt sich besser verstehen, was damit einst gemeint war. Denn wie der goldene Behälter, das elfenbeinerne Gefäß die heilige Eucharistie umschloß, so hatte die Mutter Gottes ihr Jesuskind warm und herzlich umfassen mit sorgender Liebe und Mütterlichkeit.

Auch die Gestalt der Taube nahm das Gefäß zur Aufbewahrung der heiligen Eucharistie an. Auf dem Rücken dieser Taube, die an feinen Ketten über dem Altar schwebte, war eine goldene Kapsel für die heilige Hostie angebracht. Die Taube wurde gewählt, weil sie das Sinnbild der Seele ist, die Gott umfängt, und zugleich das Zeichen des Heiligen Geistes, von dem Kraft und hohe Stärke ausgehen.

Später wurde es Sitte, das Allerheiligste in vergitterten Wandschränken seitlich des Altares zu verschließen, und bald darauf kamen auch die Sakramentshäuschen auf, bis das Konzil von Trient bestimmte, daß der Tabernakel mit dem Altar eng verbunden sein müsse, so wie es in den meisten Kirchen heute zu sehen ist.

Fünfundzwanzigstes Stück Der Altar

Erhöht, durch Stufen emporgehoben, steht der Altar im Kirchenraum. Offen und weithin sichtbar. Mit Chrisam, dem heiligsten Öl, das die Kirche hat, ist er geweiht. Kostbar wurde er so, eine würdige Stätte für heiliges Geschehen.



Tabernakel und Opfertisch bilden unsern Altar. Es ist nicht nur der Tabernakel allein! Das Wichtigste am Altar bleibt der Opfertisch, an dem sich die heilige Wandlung vollzieht und Brot und Wein, unter Wahrung der irdischen Gestalten, zu Christi Leib und Blut werden.

Auch ist jeder Altar zugleich ein Martyrergrab. Es ruhen nach Vorschrift der Kirche Überreste der Heiligen darin. Eine Erinnerung ist es an jene Zeit, da die Christen

in den Katakomben das heilige Messopfer auf den Gräbern der Martyrer darbrachten.

Ursprünglich war der Altar nur ein Tisch, so wie der Abendmahlstisch im Hause der Mutter des hl. Markus, des großen Evangelisten, auch nur ein einfacher Tisch war. Solange die Verfolgung die Christen in die Verborgtheit trieb, blieb der Altar auch ein Tisch, — wenn nicht ein Grab oder in den Gefängnissen die Hände der Diakone oder die Brust der Martyrer eben diesen Tisch ersetzen mußten, — auf dem das heilige Brot „gebrochen“ wurde, wie man damals die Feier der heiligen Geheimnisse nannte.

Später wölbte sich über den Altären ein Baldachin. In Rom hat man noch viele Altäre mit solchen Baldachinen. In der Peterskirche wird der große Hauptaltar, an dem der Papst das heilige Opfer feiert, von einem hohen, auf vier mächtigen Säulen ruhenden Traghimmel überdacht.

Dann traten als neue Form „Flügelaltäre“ hinzu. Der Altar erhielt eine Rückwand und war wie ein Schrank aufzuklappen. Die Außenseite wurde mit prächtiger Malerei geschmückt und im Innern mit Schnitzwerk und Figuren versehen. Großartige Kunstwerke gibt es darunter.

Die Altarplatte muß aus Stein sein, das ist kirchliche Anordnung. Ist sie aus Holz oder Zement, so wird wenigstens ein vom Bischof geweihter Altarstein in die Platte eingemauert. Solche Altäre werden als „bewegliche“ Altäre bezeichnet, weil sie meist in Missionsländern

oder im Krieg, wo sie leicht fortgetragen werden müssen, verwendet werden. Auch arme Dorf- und Diasporakirchen haben „bewegliche“ Altäre.

Die Hauptaltäre in den großen Kirchen sind „unbewegliche“ Altäre. Sie haben eine vom Bischof geweihte, aus einem einzigen, unzerbrochenen Stein bestehende Altarplatte, das Reliquiengrab und einen steinernen Unterbau.

In Ehrfurcht beugten sich die Christen schon in ältester Zeit vor dem Altar. Noch heute, am heiligen Karfreitag, wenn der Altar zum Zeichen der Trauer entblößt und leer ist, wirft sich der Priester vor ihm nieder. Eine alte, überlieferte Zeremonie ist es, aber sie zeigt, wieviel Ehre allein dem Altar zukommt.

Sechszwanzigstes Stück

Das Altarkreuz

Jeder Altar ist ein Kalvarienberg und jede heilige Messe ein Karfreitagsopfer. Sichtbar steht deshalb auf jedem Altar das Kreuz.

Im Mittelalter wurde vor der heiligen Messe eine Prozession veranstaltet, bei der ein besonderes Kreuz, das „Stationskreuz“, vorangetragen wurde. Während des Gottesdienstes stand dieses Kreuz dem Altar gegenüber. Später fand das „Stationskreuz“ auf dem Altar selbst seinen Platz.

So wurden Kreuz und Altar zur sichtbaren Einheit.

Aber weit war der Weg des Kreuzes bis zu dieser Erhöhung! Die Juden hatten es gehaßt als entehrendstes Marterwerkzeug. Festgenagelt, festgebunden zu sein am

Kreuz, war die grausamste Strafe. Schmerzhaft lange dauerte das Sterben daran. Wehrlos war der dazu Verurtheilte der Sonnenglut und den Mißhandlungen der Menschen preisgegeben. Nur ganz verworfene Verbrecher und armselige Sklaven wurden für die Qual und Schmach dieses Todes ausgesucht.

Im heidnischen Rom höhnten die Diener den Christengott. So zeichneten sie in Stein ein Spottkreuz, das einen Menschen mit einem Eselkopf am Kreuze zeigte.

Da versagten es sich die Christen, den Herrn am Kreuze zu zeigen. Sie wollten das Heiligste, was sie besaßen, nicht den groben Händen mutwilliger heidnischer Spötter überlassen. Sie stellten ihn dar verborgen unter der Gestalt eines Lammes, eines Fisches, des Vogels Phönix oder des Propheten Daniel, der mit ausgebreiteten Armen, einem Kreuze gleich, in der Löwengrube steht.

Mit dem Siege des Christentums kam das Kreuz auf die Fahnen des Heeres, auf Denkmäler und Münzen. Es wurde aus edlem Metall hergestellt oder aus Stein geformt. Überall grüßte es nun als Erlösungszeichen die Menschen.

Als man im 6. Jahrhundert daran ging, Christus am Kreuze zu zeigen, ist es nicht der zerschlagene, von Leid und Wunden gequälte Erlöser, sondern der König Christus mit der Krone auf dem Haupte und dem Herrschermantel umgetan, dessen Arme sich weit und hoheitsvoll öffnen. Es ist der Auferstandene, der siegreiche Gott, der von diesen frühen Kreuzen herniederschaut.

Und wieder vergingen Jahrhunderte, und durch den hl. Franz von Assisi wurde der Welt eine neue Innerlichkeit geschenkt. Immer tiefer erkannten die Menschen, daß

die Liebe, die Gott in den Tod am Kreuze geführt hatte, eine gewaltig große war, daß seine bittere Pein wert sei des Mitleidens und innigen Bedenkens. Mit aller Hingabe ihres Herzens stellten sie ihn nun als den „Schmerzensmann“ am Kreuze dar, dessen Herz von der Lanze durchbohrt wurde, dessen Krone der spitze Dornenkranz ist und dessen Haupt sich in tiefstem Weh zur Seite neigt. Und ihre Lieder waren voll Traurigkeit und flehten still und demütig um Erbarmen:

O, Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes
geschlachtet,

Allzeit erfunden geduldig, wiewohl du warst verachtet.

All' Sünd' hast du getragen, sonst müßten wir ver-
zagen.

Erbarm dich unser, o Jesus!

Siebenundzwanzigstes Stück

Das weiße Altartuch

Drei weiße, leinene Tücher decken den Altartisch. Schützend wie ein Mantel umhüllen sie die steinerne Altarplatte und bilden einen lichten Untergrund für Kelch und Patene, die heiligen Gefäße.

Unberührt und lauter ist dieses weiße Leinen. Bei seinem Anblick denkt man an weite Flächen voll Schnee, die noch kein schwerer Schritt zerstampft hat, die daliegen im Schimmer einer blanken Mittagssonne wie dieses Leinen in der Helligkeit der goldenen Altargeräte. Man denkt an eine weiße Wolke, die fern und hoch im Blau vorüberschwebt, an Lilien, die zart auf rankem Stengel ihre weiße Krone entfalten.

Mit all dem hat das Linnen auf dem Altar etwas gemeinsam: das Leuchtende, Helle, das unnenmbare Reine, das „Makellose“, sagen wir.

Sorgsame Arbeitshände haben das Garn zu diesem Leinen gesponnen und an den Webstühlen die Fäden voll Emsigkeit und Treue gebunden zu dichten Geweben. Unzerreißbar stark ward es so und fein zudem, und der Duft von der Wiese und der klaren Frische des Wassers, darin es gewaschen, und des Sonnenscheins, der es gebleicht, blieben haften an ihm. Auf den Tischen bei erlesenen Feiern darf es liegen, ist Freude und Stolz der Gastgebernden.

Und weil Gott die Menschen lieb hatte, hat er seine Tafel mit diesem ihrem Leinen gedeckt, damit sie ohne Schen kommen und sich daran setzten, und es ihnen vertraut und heimelig sei.

Weiß ist die Farbe der Freude, der seligen, glückstiefen Freude. Weiß ist das Taufkleid, weiß das Gewand der Erstkommunikantinnen, weiß ist das bräutliche Kleid. In den schönsten Augenblicken des Lebens erscheint das Weiß als Festesfarbe.

Und wie zur Zeit der Trauer das weiße Kleid verborgen wird, so legt auch der Altar in den bittersten Tagen des Kirchenjahres sein weißes Leinengewand ab. Am Karfreitag steht er kahl und bloß da, verlassen wie Christus am Kreuz. Am Karfreitag erst wagt sich die Freude wieder in die Herzen, nun da die weißen Altartücher neu aufgelegt sind und Ostern mit seinem Auferstehungsjubel naht. Und das ist uns gewiß: So eng wie dieses Leinen sich an den Altarstein, so eng schmiegt sich

die Kirche an Christus. Ganz fest gehört sie zu ihm und bleibt mit ihm verbunden, solange die Menschen in ihr rein und lauterer Sinnes sind.

Achtundzwanzigstes Stück

Die Kerzen

Aus reinem, weißen Bienenwachs sind die Kerzen gemacht, die am Altar brennen, zwei während der stillen heiligen Messe, sechs im Hochamt und mindestens sieben Kerzen beim Bischofsamt. Die innerste Kerze der Evangelienseite wird zuerst angezündet, dann die danebenstehenden und zuletzt die Kerzen der anderen Seite, von innen nach außen. Beim Auslöschen ist es umgekehrt. Mit der äußersten Kerze der Epistelseite wird begonnen, dann geht es der Mitte zu. So ist die erste angezündete Kerze stets die innerste der Evangelienseite, und diese ist auch die letzte, die ausgelöscht wird.

Wir lieben die Kerzen und das weiße Wachs, aus dem sie geformt, und die warme Helle, die sie geben, wenn sie angezündet sind. Und wir denken an die Mutter Gottes, die uns das Jesuskind geboren hat, das Licht der Welt, daß sie es nährte und hütete wie das reine Wachs die Flamme der Kerze. Und weiter denken wir, wie sehr das Wachs, das die Biene aus den Blütenkelchen der Blumen sammelte und zusammentrug, auch ein Abbild unserer eigenen Seele ist, die rein und edel ist, aber „wächsern“ und totenstarr ohne die Flamme, die es schmilzt und umsetzt in Wärme und Helligkeit, ohne Gott, der der Seele Lebendigkeit und Wert und Schönheit verleiht.

So hält der Mensch Gott seine Seele hin, daß er sie forme zu steilen, hohen Kerzen, stolz und makellos, und er freut sich, wenn die Spuren von Gottes Händen daran zu sehen, und preißt sich selig, je tiefer und unauslöschlicher diese sind.

Und ist die Seele schön und sorgsam gebildet, dann bittet der Mensch Gott weiter, daß er nun komme und sie entzünde, damit sie zu seiner Ehre sich verzehren kann. Er bittet, daß Gott immer wieder in der heiligen Kommunion seine Seele neu entflamme mit dem Feuer der Liebe, damit nie das göttliche Licht in ihr ausgehen möge. Durch Christus, für Christus und mit Christus! Denn nur so fühlt sie sich reich und geborgen.

Still und treu, erfüllt von ruhigem Licht, ist dann das Leben — oder lodernnd und strahlend wie das der kraftvollen Heiligen —, bis es endlich verzehrt ist und kein Rest der Seele mehr auf Erden bleibt, sondern ganz umgewandelt ist in Lob und Ehre Gottes. Das war der schönste Dienst der Seele.

Wer aber das Wachs der Seele nutzlos vergeudete, wer es vertropfen ließ in nichtigen Dingen, wer seine Seele nicht hütete und Gott schenkte, — der steht am Ende des Lebens in bitterer Armut da. In den erkalteten Händen hält er keine Kerze, die ihm den Weg in die Ewigkeit und in die Arme Gottes hell und tröstlich macht.

Neunundzwanzigstes Stück Vom Weihrauch

Wohlriechende Hölzer und morgenländische Harze werden zur Herstellung der Weihrauchkörner verwendet, die

so schwer und würzig duften und in so leichten und beschwingten Wolken zur Höhe steigen. Wenn der Priester zur Opferung Gott bittet, den Weihrauch zu segnen und zu seiner Ehre anzunehmen, ruft er die Fürbitte des heiligen Michael an, der Gottes Ehre gegen Luzifer im Kampfe verteidigen durfte.

Weihrauch ist Ehrengabe! Die Fürbitte des wehrhaften und ritterlichen Erzengels bezeugt es. Daher brachten die Heiligen Drei Könige dem Jesuskind den Weihrauch. Nichts Kostbareres fanden sie nächst Gold für den Gottessohn.

Auch die Heiden wußten den Weihrauch als Ehrengabe zu schätzen. Vor den römischen Kaisern und ihren Bildern wurden Weihrauchkörner angezündet. Doch die Christen erkannten bald, daß diese höchste Ehrenbezeugung nur Gott dem Herrn zukommt, und daß die irdischen Machthaber, wenn sie religiöse Verehrung beanspruchten, zu Götzendienern werden. Und so weigerten sich die Christen, den Kaisern Weihrauchkörner zu streuen. Um des Rauchopfers willen starb eine große Schar der Martyrerchristen. Uns ist der Weihrauch dadurch noch mehr geadelt, da die Treue und die Tapferkeit der Martyrer nun für immer damit verbunden sind.

Die Opfergaben bei der heiligen Messe werden in Weihrauchwolken gehüllt. Es sind besondere Gaben, Gottesgaben.

Auch all das, was Gott geweiht ist: das Messbuch, der Priester und das Volk in den Bänken, „die heilige Gemeinschaft der Kinder Gottes“, wird vom Weihrauch umhüllt. Und gläubig erklingt das Gebet der Kirche beim

Anblick der ziehenden Weihrauchwolken: „Dieser Weihrauch, den Du gesegnet hast, steige, Herr, zu Dir empor, und laß Deine Barmherzigkeit auf uns herabkommen!“ Flügellos sind wir, arm und haften am Boden. So groß ist der Unterschied zwischen dem göttlichen Reichthum und menschlicher Armseligkeit. — „Laß unser Gebet wie der Weihrauch sein, der vor Dein Angesicht dringt“, laß es so schwebend sein, „so voll lieblichen Wohlgeruchs“, auf daß es Dir wirklich wohlgefallen könne.

Beim Anblick des das Rauchfaß schwenkenden Ministranten drängt feierliche Freude sich in das Herz, und man kann es glauben, daß es eine Auszeichnung ist, das schmale Schiffchen zu halten, und eine noch größere Ehre, den Rauchkessel zu schwingen, wo in roter Glut die Weihrauchkörner schwelen, und von wo die feinen, zarten, duftenden Ringe in die Höhe steigen.

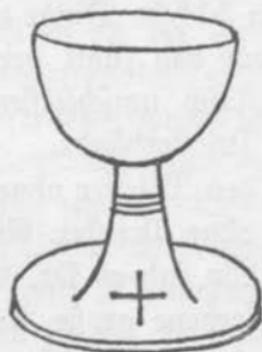
An den Engel in der „Geheimen Offenbarung“, der Schrift des heiligen Johannes über die Herrlichkeit des Himmels, muß man denken. Er steht mit einem goldenen Rauchfaß vor dem Thron des Gotteslamms, und die Heiligen kommen zu ihm und bringen ihre Gebete, damit sie aus der Hand des Engels mit dem Duft des Weihrauchs zugleich vor Gottes Antlitz aufsteigen.

Dreißigstes Stück

Der Kelch

Mannigfaltig sind die Trinkgefäße der Menschen, aber keines ist bei weitem so edel wie der Kelch. Wie die Pflanze steigt er empor; aus der Wurzel heraus treibt der Stamm, und oben entfaltet sich die Blüte, die alle

Schönheit der Blume in sich birgt: Duft, Farbe und Frucht. Um des Blütenkelches willen lieben wir die Pflanze. So steht auf dem weißen Linnen des Altares auch der Kelch. Schmal und steil der Schaft, verziert mit Ringen und Blüten. Er trägt die Schale. Hoch hebt er sie hinauf, so daß ein Abstand entsteht zwischen Fuß und Wölbung, breit genug, daß Hände den Kelch umfassen können, ohne die Schale zu berühren.



Glatt und fein und vollkommen ist das Innere der Kelchschale. Geweiht und vom Bischof mit Chrysm gesalbt ist sie. Kaum kennt ein anderes Gefäß so hohe Auszeichnung. Vergoldet ist das Innere; nur Schaft und Fuß und Äußeres der Schale können aus Zinn und Silber sein. Und schön und tief geschwungen ist sie bis zum Grund.

Wenn einer etwas trägt, das kostbar ist, so legt er auch die Hände aneinander, die Fingerspitzen herübergebogen, die Handflächen nach innen gesenkt, sie vermögen so am besten und meisten zu halten. Auch liegt das Gut, das sie bergen, nicht offen und bloß. Und ähnlich ist es beim Kelch. Tief senkt sich seine Rundung herab, um das Köstliche darin zu schützen.

Still und festlich umschließen es die goldenen Kelchwände. Und doch verbergen die hohen Ränder für den, der gläubigen Herzens ist, nichts von dem Wunder, das da im Innern vor sich geht. Es leuchtet heraus wie von heimlichem Feuer, von dem Wein und dem Blut, die darin verborgen sind, und deren Glanz und unerhörte Kraft selbst festes Gold durchschimmern, als sei es eine gläserne Wand.

Es ist um den Kelch etwas, das lautes und vieles Reden verbietet. An höchste Dinge wagt nicht so leicht sich das Wort. Doch das fühlt der Mensch, daß die Hände, die diesen Kelch umschließen dürfen, geweihte Hände sein müssen, Priesterhände.

Wir können uns den Priester ohne Kelch nicht denken und den Kelch nicht ohne Priester. Eines ist das Wahrzeichen des andern. So sah es Dr. Carl Sonnenschein, der gar so früh gestorbene große Apostel Berlins. In den „Notizen“, die er sich auf seinen Seelsorgsfahrten machte, schreibt er einmal von der ehemaligen märkischen Domkirche in Fürstenwalde: „Zwischen Platten ein verwitterter Grabstein. Einst Bodenbelag der Kirche. Wie viel tausend Füße sind über ihn hinweggeschlürft! Aber man sieht das feine Bild noch! Durch die Abnutzung ist es gar weicher und malerischer geworden. Ein Priester. Barhäuptig. Im Mantel. Die Hände halten den Kelch. Wie wir an den Birken und Kiefern vorüberwandern und das Mondlicht durch die Kronen fließt, steht immer dieser Priester vor unserem Auge. Der Priester von Fürstenwalde mit dem heiligen Kelch. Der Dom ist einsam geworden. Am Sakramentshäuschen, das zur Decke schießt, brennt kein Licht. Aber aus den Gräbern betet mit

bleicher Lippe der Priester von Fürstenwalde. Und er hält auf dem Grabstein den Kelch mit beiden Händen. Den goldenen Kelch. Wann wird er ihn wieder zum Altar tragen?“

Einunddreißigstes Stück

Die Monstranz

Jeder hat einmal „seine“ Begegnung mit der Monstranz. Vielleicht ist es bei der Fronleichnamsprozession, vielleicht beim Vierzigstündigen Gebet. Aber ausweichen kann der Christ dieser Begegnung nicht.

Schön ist die Monstranz, prächtig verziert, ganz anders wieder als der stille goldene Opferkelch, der nach der heiligen Messe im Tabernakel oder im seidenen Kelchumhang verborgen wird. Monstranz heißt „Schaugefäß“. Edelsteine schmücken sie oft, so fein, daß über das leere Gehäuse — falls der Herr Pfarrer einmal in einer Feierstunde die kirchlichen Geräte anschauen läßt —, nur zaghaft ein Kinderfinger zu streichen wagt. Denn diese Monstranz ist der sichtbare Thron Gottes, die Wohnstatt, die Christus trägt und die mit Christus alles umschließt: die Welt, die Erde, den Himmel, die Ewigkeit, die ganze Schöpfung. Vor Christus in der Monstranz gibt es kein Verbergen, kein Kopfwegwenden, kein Hinausgehen. Der Blick des göttlichen Heilandes folgt nach, liebevoll und fest, wohin du gehst. Er ist auf dich gerichtet in heiliger Allwissenheit. Du kannst ihm nicht entweichen.

Wohl aber kannst du vor ihm knien in Offenheit und Ehrlichkeit, kannst deine Not und deine Armut und deine quälenden Zweifel vor ihm niederlegen. Er wird dich ganz

gewiß verstehen. Oder du kannst auch hinter ihm hergehen, wenn der Priester die Monstranz durch die Straßen und Felder trägt, durch fremdgläubige und spöttische und gleichgültige Menschen, und kannst ihn dann bekennen in Jubel und heiliger Begeisterung. Und wandern die Gedanken weiter, wird das Wunder noch größer. Ist nicht die Menschenseele selbst eine Monstranz, eine lebende Monstranz, wenn sie rein und gnadenerfüllt ist? Dann kommt Gott zu ihr und nimmt Wohnung darin und läßt sich voller Güte forttragen zu ihren Brüdern und Schwestern, zu den Nothleidenden und den Harten, zu Leichtsinrigen und Vergränten, zu Kleinen und Großen. Er läßt sich hinaustragen in Schule und Fabrik, in jegliches Geschäft und jeglichen Beruf, und sein Friede strahlt in dem Wesen und leuchtet auf der Stirn und in den Augen dieser Menschen. Gottesträger sind sie geworden. Lebendige Monstranzen.

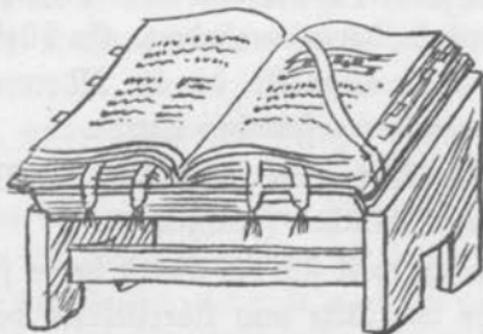
Und wenn sie dann staunen und fragen, wie sie zu dieser hohen Auszeichnung kamen und warum Gott in ihrem Herzen seinen Thron aufgeschlagen hat, da sie doch gleichfalls arm und nichtig sind, — dann hören sie Gottes Antwort, und diese Antwort ist beseligend und voll Glück: „Meine Freude ist es, unter den Menschenkindern zu sein. . . .“ Was wollen sie dann anderes tun, als ihm innig zu danken?

Zweiunddreißigstes Stück

Vom Meßbuch und der heiligen Kirchensprache

Auf dem Altar liegt das Meßbuch. Es ist das Buch der heiligen Opferfeier. Stücke aus der Heiligen Schrift

und die ältesten und schönsten Gebete der Kirche enthält es. Voll Ehrfurcht küßt es der Priester und hüllt es beim feierlichen Hochamt in Weihrauchwolken, und wenn er daraus singt, tragen die Ministranten Leuchter in den Händen. Auch ist es gar schön gebunden. Wunderbare Messbücher sind uns auch früherer Zeit erhalten. Da schrieben Mönche in jahrelanger Arbeit mühselig auf Pergament, malten die Buchstaben mit farbiger Tusche und verzierten die Schrift mit feinen, kleinen, sorgfältigen Bildern.



Das Messbuch ist lateinisch geschrieben, in der liturgischen Sprache der Kirche. Nicht nur beim heiligen Messopfer, auch bei der Spendung der andern Sacramente wird das Latein gebraucht. Es ist die kirchliche Feiersprache.

Einmal war das Latein die Sprache der Römer, des stärksten und kraftvollsten Volkes des Altertums. Von Norden her kommend, hatten sie sich Italien und später die halbe Welt erobert.

Aber das Weltreich der Römer zerfiel, das Volk ging unter, müde und zermürbt, und auf den prächtigen Landstraßen eilte das Christentum nun in den unermesslichen

Reichsraum, die Botschaft des Glaubens und der Liebe anstatt Steuern und Handelsnützen und den harten Schritt der römischen Legionen in die Welt zu tragen. Und um die Frohbotschaft der Lehre Christi allen zu verkündigen und allen in stets gleicher Form, wurde die Weltsprache der Römer, das klare, feingegliederte Latein, die Sprache des Christentums, die Sprache der Kirche.

Auch als andere Sprachen entstanden: das Italienische, das Französische, blieb das Latein im Gebrauch der Kirche. Nur wenig wurde daran verändert. Es blieb in seinem Grundcharakter die Sprache, die die Märtyrer und die heiligen Kirchenväter gesprochen hatten.

Geheiligt wurde so das Latein als ein Vermächtnis aus der fernen christlichen Frühzeit.

Geheiligt auch, weil sich die Treue darin spiegelt, mit der die Kirche das Alte und Überlieferte bewahrt und zäh am Erbgut der Vergangenheit hängt.

Unsere deutschen Voreltern beteten den Anfang des Glaubensbekenntnisses im 8. Jahrhundert in Südwestdeutschland:

„Kilaubu in kot fater almahtîcun...“

„Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater...“

Im 9. Jahrhundert lautete das Vaterunser im Südrheinfränkischen:

„Fater unsêr, thû in himilom bist, giwîhit sî namo thîn...“

„Vater unser, der Du bist in dem Himmel, geheiligt werde Dein Name...“

Und der Anfang des Gloria:

„Guatlîchi in hôhôstêm gote endi in erdhu fridhu mannom guates willen . . .“

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind . . .“

Das ist unsere deutsche Sprache, wie sie vor mehr als tausend Jahren gesprochen wurde, und wie schwer fällt es uns, sie zu lesen, wie hat sich vieles daran geändert! Und auch die französische und die englische Sprache haben solche Wandlungen durchgemacht. Wie leicht konnte da an den Gebeten der heiligen Messe, den Worten der Sakramente im Laufe der Zeit geirrt und mißdeutet werden. Gottes Wort am Altar braucht eine stille, klare, unveränderliche Sprache, die anders ist als die „lebendigen“ Sprachen der Völker, die da blühen und wachsen und vergehen wie die Pflanzen.

Fest wie ein Band verbindet die lateinische Sprache die Glieder der Kirche. Überall wird sie gehört, überall wird sie verstanden, überall betet der Priester sie. Darum ist für den Christen jede katholische Kirche eine Heimat. Er ist in den großen Kirchen Roms genau so „zu Hause“ wie in der andächtigen, kleinen Dorfkirche irgendwo.

Ein Opfer, eine Kirche, ein Gott, — die eine heilige Kirchensprache erhält und verdeutlicht und versinnbildet diese Einheit nur noch mehr.

Wenn wir auch nie verzichten würden auf unsere alten deutschen Marienbilder und Kirchengesänge, auf unsere deutschen Gebete und Predigten und klangvollen Litanenien, — die Feiersprache des heiligen Messopfers kann doch nur das Latein sein. Darum heißt es, dieses Latein lernen. Und dieses Lernen ist leicht gemacht. Der

„Schott“ der Benediktiner von Beuron, die Laienmeßbücher der Benediktiner von Maria-Laach und Ilbenstadt helfen, und Vorstufen sind da in der deutschen Gemeinschaftsmesse, der deutschen Vesper und der deutschen Komplet.

Dreiunddreißigstes Stück

Die Evangelienseite

„In jener Zeit — In illo tempore“, beginnt der Priester, wenn er an der Altarseite rechts des dem Volk zugekehrten Kreuzes das Evangelium verliest.

Die Gläubigen stehen auf. Aus Ehrfurcht vor dem Wort Gottes, vor der Frohbotschaft Christi (Evangelium heißt „Frohbotschaft“) stehen sie auf.

Die vornehmste der kirchlichen Lesungen ist das Evangelium. Nur der Priester oder der Diakon dürfen es singen oder verlesen. „Reinige mein Herz und meine Lippen!“ betet der Priester vorher, ehe er an die linke Seite schreitet, um es dort zu verkünden, und den Gläubigen entbietet er den liturgischen Gruß: „Der Herr sei mit euch! — Dominus vobiscum!“

Dann bezeichnet er den Anfang des heiligen Textes mit einem kleinen Kreuz und sich selbst auch auf Stirn, Mund und Brust. Und nun ist es, als sei es Christus selbst, der dort vorn spricht. Es sind seine eigenen Worte. Ihn grüßt die Gemeinde: „Gloria tibi, Domine! — Ehre sei Dir, Herr!“ indem sie gleichfalls die drei kleinen Kreuze auf Stirn, Mund und Brust macht.

Im Hochamt wird das Evangelium laut gesungen. Festlich nimmt der Diakon das Evangelienbuch vom

Altar, als nähme er es aus den Händen Christi entgegen. Langsam trägt er es die Stufen hinunter. Ministranten mit Lichtern, andere, die das Weihrauchfaß schwingen, begleiten ihn und stellen sich um ihn, während er nun aus dem geöffneten Buch das heilige Kapitel singt. Christi Wort steht im Mittelpunkt. Für ihn sind der Weihrauch, die Lichter, die Ehre.

Zum Schluß küßt der Priester das Messbuch. „Durch die Worte der Frohbotschaft mögen unsere Sünden gesilgt werden“, betet er dabei, und die Gläubigen antworten schlicht: „Laus tibi, Christe! — Dir, Christus, sei Lob!“

Und dann geht der Priester von der Evangelienseite fort, und alle knieen nieder; erst beim Schlußevangelium, dem starken gläubigen Bekenntnis: „Im Anfang war das Wort, und Gott war das Wort...“, da stehen sie erneut auf. So wie man in einer Versammlung aufsteht, um einen hohen Anwesenden zu ehren.

Manchen verdrießt das Stehen. Er tritt von einem Fuß auf den andern, falls in den Bänken einmal kein Platz für ihn ist. Das sieht wenig andächtig aus.

Glorreiches wird in alten Legenden von den vierzig Heldenkriegeren von Sebaste erzählt. Sie standen mit bloßen Füßen eine lange Nacht auf dem Eise, um ihren Christenglauben zu bekennen, und verschmähten es, trotz der starrenden Kälte in die am Ufer ihnen bereiteten warmen Bäder zu gehen. Vierzig Kronen sollen über ihnen am Himmel gestanden haben!

Und eine andere Legende weiß von einem Heiligen zu sagen, der lebte jahrelang auf einer hohen Säule, die war so schmal, daß er weder sitzen noch sich viel bewegen

konnte. Von dort predigte er Tag und Nacht vielen Tausenden von Zuhörern und begeisterte sie mit seinem Starkmut und seiner Opferfähigkeit.

Nun sollen wir gewiß keine heiligen Säulensteher werden, — aber den Geist der Zucht und Ehrfurcht und die Kraft, eine Gottesdienstzeit straff und aufrecht zu stehen, die sollen wir von ihnen lernen.

Vierunddreißigstes Stück Die Heilige Schrift

Nur ein Buch steht dem Messbuch an Würde, Schönheit und Heiligkeit noch zur Seite: das ist die „Bibel“, die Heilige Schrift, die das Alte und das Neue Testament umschließt. Könige und Gesetzgeber, Propheten und Gelehrte, Hirten und Fischer haben daran auf Gottes Geheiß geschrieben.

Während das Messbuch auf den Altar gehört, wo geopfert wird und Christus gegenwärtig ist, gehört die Bibel auf den Tisch eines jeden Hauses. Sie gehört zu jedem Christen und zu jeder Familie.

Darum ist die Sprache der Bibel nicht das liturgische Latein der Opferfeier. Es ist die Muttersprache eines jeden Menschen.

Um 350 schon schuf Bischof Wulfilas für seine Goten die erste uns bekannte germanische Übersetzung der Heiligen Schrift. Das ist der wunderbare „Silberne Kodex“, der heute noch in Schweden, in der Stadt Upsala, zu sehen ist.

Im 8. Jahrhundert erscheint die Heilige Schrift in dem schönen, klangvollen Althochdeutsch. Der große

Kaiser Karl, der auch den Monaten deutsche Namen gab und eine deutsche Grammatik anfertigen ließ, der war es gleichfalls, der die wichtigsten Stücke der Heiligen Schrift und des Katechismus in die deutsche Sprache zu übersetzen und zu erläutern befahl. Die Benediktinermönche, die tapferen Pioniere Deutschlands, verfertigen herrliche Abschriften, so daß die deutsche Bibel unsern Voreltern schon lange bekannt und lieb war, ehe die Reformation über Deutschland dahinzog.

Die Bibel unserer Großmutter ist alt und vergilbt. So oft hatte sie sie in ihren Händen. Auf dem Innendeckel stehen alle Daten der Familie eingezeichnet, Geburts- und Todestage und die Erstkommunionstage all ihrer Enkel. Wie eine Chronik liest es sich. Und manche Seiten sind gewölbt, da wo sie die Brille beim Lesen hingelegt hat oder sich Efeublätter von den Gräbern ihrer Lieben befinden.

Uns ist das selige Lesen in der Bibel verloren gegangen. Wie wenig wissen wir mehr von ihren Schätzen, als was uns der Priester beim Sonntagsevangelium daraus vorliest. Verborgен bleiben die innigen Gebete, Erzählungen, die ernststen Mahnungen und tröstenden Gleichnisse, die die Bibel enthält.

Aber wir werden uns die Heilige Schrift wieder erobern. Wir werden sie gemeinschaftlich lesen zu Hause im Kreise der Familie, wenn die langen Winterabende kommen.

Wir werden nicht viel lesen, damit es nicht ermüdet oder unachtsam ist. Aber wir werden oft lesen. Wir stellen die Bibel nicht weit fort, schließen sie nicht in den Schrank ein, legen sie eher auf ein nahes Brett, einen

Tisch, ein Regal, wo sie griffbereit zu erreichen ist, und wo vielleicht ein Leuchter mit einer Kerze steht, die wir beim Lesen anzünden können. Und die Mädchen werden einen Umschlag aus Leinen oder Wolle nähen und sorgsam besticken und darin die Bibel einhüllen, damit sie nicht beschädigt wird. Es gibt so sehr schöne Hausbibeln heute mit prächtigen Bildern, auch kleinere, einfache, die sich jede Familie anschaffen kann.

Die Bibel ist die Quelle des Herzensreichtums unserer Voreltern gewesen. Wir müssen sie unserer Zeit, die viel heimliche Sehnsucht danach hat, neu erschließen. Wir müssen es!

Fünfunddreißigstes Stück

Das Christusmonogramm

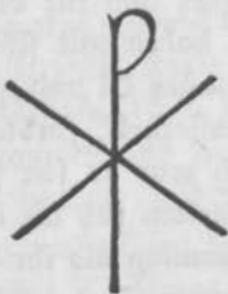
Wenn man die Anfangsbuchstaben seines Namens zusammenstellt, so erhält man sein Monogramm. Man kann es in Wäsche sticken oder auf Briefpapier drucken lassen. Man kann es schön verzieren und verschlingen oder auch einfach und schlicht ausführen, wie es Geld und Geschmaçk des einzelnen erlauben.

Kaiser und Könige und hohe Fürsten hatten ihr Monogramm. Auf Urkunden und Siegel setzten sie es. Und auch dem göttlichen Heiland Jesus Christus haben die Menschen ein Monogramm geschaffen, das Christusmonogramm. Man sieht es auf Messgewändern, auf der Kelchwäsche, auf Bildern und Grabsteinen.

Die Christen in den Katakomben, die das Kreuz als das eigentliche Christuszeichen vor dem Hohn und Spott der Heiden verbargen, hatten andere Sinnbilder, um

ihren Glauben zu Christus zu bekennen. Daß sie dabei vor allem das Bild des Fisches als „Monogramm“ des Herrn wählten, hat seine besondere Bedeutung. Man hatte dem Heiland Beinamen gegeben. Man nannte ihn voll Ehrfurcht: Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser. Übersetzt man diese fünf Worte in das Griechische, so ergeben die Anfangsbuchstaben der fünf griechischen Worte das eine: Ichthys, und das bedeutet nichts anderes als „Fisch“. In der Verfolgungszeit war dieses Fischsymbol als ein Geheimzeichen allen Getauften bekannt, und wer an den heimlichen Zusammenkünften der Christen teilnahm, oder wer dem andern sich als Bruder zu erkennen geben wollte, der zeichnete flugs den Umriss eines Fisches in den Sand. Dann wußte der andere, daß kein Verräter vor ihm stand.

Neben diesem Bildmonogramm wurde im 3. Jahrhundert der Name Jesus Christus auf die griechischen Anfangsbuchstaben verkürzt. Man schrieb also dafür nur IX oder für Christus XP, und dann verband man mit diesem Buchstaben ein Kreuz, so daß das Christusmonogramm folgendermaßen aussah:



Dieses Christusmonogramm ließ Kaiser Konstantin nach seinem Sieg an der Milvischen Brücke auf seine

Fahnen, Waffen und Münzen setzen. Als Sieges- und Triumphzeichen zog es in alle Länder.

Auch die Zeichen JHS verkünden den Namen Jesu. Ursprünglich sind diese drei Buchstaben, deren Sinn im Deutschen als „Jesus, Heiland, Seligmacher“ gedeutet wird, der Anfang des griechisch geschriebenen Wortes „Jesus“. Im Lateinischen wurde es wiedergegeben als Jesus Hominum Salvator, das heißt: „Jesus, Erlöser der Menschen“. Der hl. Bernardin von Siena, ein Ordensgeneral und gewaltiger Prediger, dem der Lobpreis des heiligen Namens Jesus besonders am Herzen lag, hat es vor allem verbreitet. Er ließ dieses Christusmonogramm mit Riesenlettern an die Außenwände der Rathäuser in Italien schreiben. In Siena ist es noch heute zu sehen.

Sechsenddreißigstes Stück

Gesegnetes Salz

Alles, was die Erde schenkt: Brot und Wein, das Wasser und das Feuer, das Licht und den Weihrauch, hat die Kirche gesegnet und für den Dienst Gottes geweiht. Von vielem haben wir schon gesprochen. Nun fehlen noch zwei: heiliges Öl und gesegnetes Salz.

Das Salz — wasserhell, farblos fast und kristallen ist es. Unentbehrlich war es seit jeher den Menschen. Im Mittelalter behielten sich die deutschen Könige und Kaiser die Salzgewinnung als ihr eigenes und ganz besonderes Kronrecht vor. Und noch früher gab es erbitterte Stammeskämpfe germanischer Völker um den Besitz der reichhaltigen Lager.

Nicht nur als Würze galt das Salz etwas unter den Menschen. Tief drinnen im Volksbewußtsein lebte die Vorstellung von der lebenspendenden, heilenden, Böses abwehrenden Kraft des Salzes, und es wurde sorgsam geachtet, denn ein Verderben oder gar leichtsinniges Verschütten konnte unheilvoll werden und böse Folgen heraufführen. Wo aber das Salz dem Fremdling beim Mahle angeboten ward oder gemeinsam mit ihm verzehrt wurde, da galt es als edle Gabe und verpflichtete zu Gastlichkeit und Treue.

Die Kirche gab dem Salz einen neuen, tieferen Sinn. Dem Weihwasser mischt sie es bei, damit es allen, die das heilige Wasser gebrauchen, zur Gesundheit des Leibes und der Seele werde, und von dem Orte, der damit besprengt wird, jede Bosheit und Nachstellung teuflischen Truges und jeder unreine Geist weiche. Salz ist das Wahrzeichen der Wiedergeburt und der Lauterkeit. Seine Schärfe trägt alles Schwächliche fort, es löst alles Morsche und Trübe.

„Ihr seid das Salz der Erde“, sagte der göttliche Heiland in der Bergpredigt zu den lauschenden Jüngern, und seine Augen wanderten mit viel Ernst über die Schar. „Wenn nun das Salz seine Kraft verliert, womit soll man dann würzen? Schaales Salz taugt zu nichts mehr, als daß es hinausgeworfen und von den Menschen zertreten werde.“ Wie wuchtig diese Worte sind!

Bei der Spendung der heiligen Taufe legt der Priester Salz auf die Zunge des Täuflings. Rein und klar wie dieses Salz soll der Täufling Glaube und heiligmachende Gnade bewahren vor dem Staub der Welt und der

Sünde. Und so fruchtbar wie das Salz Erde und Acker-
scholle macht, so daß Pflanzen und Menschen und Tiere
darauf gedeihen und wachsen können, so fruchtbar soll
auch sein Leben sein an aufrechten Taten und an Werken
der Liebe und des Segens. Ein Krümchen Salz ist es
nur. Viel würde schaden. Aber dieses Krümchen reicht
aus für den weiten Weg bis zum Tod. Es reicht aus
für stetige heilige Erneuerung.

Siebenunddreißigstes Stück

Heiliges Öl

Öl erhält den Körper geschmeidig, macht ihn straff.
Es belebt und schützt vor Müdigkeit. Seit jeher reiben
die Streiter, ehe sie die Kampfbahn betreten, die Glieder
mit Öl ein. Das ist ein alter, wohlerprobter Brauch.

Das Sakrament der Taufe ist das Sakrament des
tapferen Lebensanfanges. Es soll für den harten Kampf,
der den jungen Christen erwartet, stählen. Das Kreuz,
das seine Schultern tragen müssen, ist kantig und voll
schwerer Last. Wund würden die Schultern werden,
hätte Gott sie nicht vorher mit seinem heiligen Öl gesalbt.
Und auch die Brust des Täuflings wird gesalbt, damit
sie einst stark genug sei, den vielen Gefahren zu trotzen.
Christsein ist Kämpfen und Sichbewähren.

Nach der heiligen Taufe wird der Scheitel mit
Chrisam gesalbt. Jetzt gehört das Kind zur Schar der
Auserwählten, zu Gottes „heiligem Volk“. Jetzt ist seine
Seele ein Tempel des Heiligen Geistes, ein wunderbares
Gefäß, das später in der heiligen Kommunion Gott ganz
persönlich umfassen darf.

Und der Kampf für Gott wird leidenschaftlicher, je mehr der Mensch heranwächst. Immer erneut braucht er die Gnade. In der heiligen Firmung soll er ein Kreuzritter werden im Dienste des Herrn; sein Leben und all seine Kraft verspricht er ihm. Eigenhändig salbt da der Bischof seine Stirne: „Mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichne ich dich und stärke dich mit dem Chrisam des Heiles, im Namen des Vaters und des Sohnes und des



Heiligen Geistes.“ Und während seine Hände auf dem Haupt des Gefirmten ruhen, glänzt an dessen Stirne das heilige Öl. Öl leuchtet hell, wenn es angezündet wird. Und Christusritter, — das sollen helle, leuchtende, klare Menschen sein, aus deren Augen das Feuer der Begeisterung flammt und Hingabe und selbstlose Liebe.

Feierlich wurden im Mittelalter im Beisein der Fürsten, Kaiser und König gesalbt. Die Krönung zum Herrscher im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation erhielt erst dadurch die rechte Weihe. Glanz und Majestät umstrahlten den vom Papst oder Bischof gesalbten

König. Er war nun herausgehoben aus der Menge des Volkes. Er war bestätigt als Führer und Träger des höchsten weltlichen Amtes.

Auch der Priester, dem so Hohes und Heiliges auf Erden anvertraut ist, wird bei der Priesterweihe besonders noch einmal mit heiligem Öl gesalbt, mit Öl, das brennt und leuchtet, als trüge er eine Fackel in der Hand, die ihm Gott selber entzündete.

Und doch brennt und leuchtet Öl nicht nur, sondern es lindert auch und heilt. Als der gute Samaritan den armen, von den Räubern ausgeplünderten Menschen fand, da goß er Öl und Wein in dessen schmerzende Wunden. Die Salbung mit Öl ist zur Krankenweihe geworden. Sie macht als heiliges Sakrament in bitteren Leidenstagen Körper und Seele friedlich und voll Ruhe. Sie bringt Trost und Vergebung und Auslöschung aller Schuld. Die Augen werden gesalbt und die Ohren, die sich so oft dem eiteln Schalle aufgetan haben, und Nase und Mund, die dem Genuß nachspürten, die Hände, die zu spielerischem Tun oder zu hartem Drohen bereit waren, und die Füße, die nicht immer Gottes Wege wandelten. Gestärkt wird der Mensch durch die heilige Ölung, daß er sich rein und heilig aufrichte zu neuem Leben.

Achtunddreißigstes Stück Geheiligte Farben

Alles verherrlicht Gott: Opfer, Gebet und Lied, die Sprache der Hände und der Klang der Orgel, das Licht der Kerzen, Weihrauch, Linnen und goldene Gefäße, und nicht das Geringste darunter sind die Farben.

Das Gold braucht Form, um seine Schönheit zu zeigen. Der Edelstein verlangt nach einem spiegelnden Schliff. Farben aber erfreuen einfach, weil sie da sind, und so, wie sie da sind. Die Wiese ist erst richtig schön im Grün des Frühlings, die Heide im Farbenschmuck des Herbstes, der Mensch im Schein feuriger Begeisterung.

So hat die Kirche die Farben, wie alles, was die Welt an Köstlichem birgt, in den Gottesdienst einbezogen. Hier ist das Feinste gerade gut genug. Als „liturgische Farben“ wurden im 16. Jahrhundert von Papst Pius V. fünf Farben feierlich anerkannt: Weiß, Rot, Grün, Violett und Schwarz. In diesen fünf geweihten Farben schimmert das priesterliche Feierkleid, Messgewand, Stola, der Vespermantel, die Kelchbedeckung, der Kreuzgeschmückte Streifen am Arm. Je nach dem Sinn und Geheimnis des Tages wechseln die Farben.

Weiß ist die Festfarbe der Freude, der Herrlichkeit. An den hohen Tagen des Herrn, an den Jubeltagen der Mutter Gottes, der heiligen Bekenner und Jungfrauen wird dieses Weiß gewählt. Es ist die klarste, durchsichtigste, behutsamste Farbe, das Zeichen der Unschuld und Reinheit zugleich. Vor Gottes Thron stehen sie, „angefan mit weißen Gewändern“, wie der hl. Johannes von denen sagt, die dem Allerhöchsten dienen dürfen Tag und Nacht, in ewiger Bereitschaft, in festem Glauben, in unerschütterlicher Freude. Die Seligkeit der Geheimen Offenbarung spiegelt sich in diesem Weiß.

Dann das Rot. Wie anders ist es! Es bedeutet Feuer, Blut und Aufruhr. Zugleich Mut, Begeisterung und innigste Liebe. Pfingsten hat das leuchtende Rot, auch die Apostel- und Märtyrerverste.

Grün wieder ist voll Vertrauen, die Farbe des stetigen Lebens, befriedigend, klärend, beruhigend. Die Sonntage nach Ostern, dem Siegesfest, sind voll Geborgenheit und Zuversicht, voll stillen Wachsens. Sie tragen die grüne Farbe.

Im Advent und in der Fastenzeit weicht das Grün dem Violett. Vierzig Tage lang klopft das Adventsverlangen an verschlossene Himmelstüren, und all die Sehnsucht dieser Wochen hüllt sich in den geheimnisvollen Zauber der violettten Farbe ein. Auch Besinnung, Buße und Einkehr verkünden sich im Ernst des Violetts. Es ist Bitte und Barmherzigkeit und Verzeihung. Nur zweimal in diesen Zeiten dürfen die Gewänder statt der violettten die rosarote Farbe tragen: Am dritten Adventssonntag, der da voll Jubel beginnt: „Freuet euch allezeit im Herrn. Noch einmal sage ich: Freuet euch. Laßt alle Menschen eure Güte erfahren; denn der Herr ist nahe. Um nichts macht euch Sorge!“ Und am vierten Fastensonntag, dem Sonntag Lätare mit seinem frohlockenden Eingang: Laetare Jerusalem! — „Freu dich, Jerusalem! Kommt alle zusammen, die ihr es liebt! Froh überlaßt euch der Freude, die ihr traurig waret!“

Endlich die fünfte der liturgischen Farben: das ernste Schwarz, die Farbe der Trauer und des Todes, die Farbe des Karfreitags und der Armenseelenmessen. Erloschen ist alles, was hell und froh war. Das Leben ist aus. Finsternis liegt auf dem Kalvarienberg — und Finsternis auf dem Wege der Seele zum Gericht. Aber tröstend strahlt auch in dieses Dunkel der Schein des heiligen Opfers und die Treue und das Gebet der auf der Erde Zurückgebliebenen.

Neununddreißigstes Stück

Der Reliquienschrein

Voll Liebe gedenkt die Kirche der strahlenden Schar der Heiligen. Das, was von ihnen blieb, als sie heimgingen in das Reich Gottes — ihr Gewand, ihre Habe, ihren toten Leib —, hat sie sorgsam gehütet. Kunstfertige Hände machten für die Überreste schöne Behälter, „Reliquiare“. Goldschmiede und Elfenbeinschnitzer und Meister der Schmelzkunst haben daran geschafft.

„Ein Haus des Todes“ ist der Reliquienschrein, ein Sarg, der Irdisches birgt, — und doch ein „Dom“ in Gold und Edelstein, dessen Anblick an die Unsterblichkeit der Seele und an die Auferstehung der Toten gemahnt. Ein hoher, festlicher Augenblick ist es, wenn in der Fülle von Kerzen und Licht die Reliquien gezeigt und verehrt werden. Dann strömen die Menschen von weither herbei, um sie zu sehen, und sie loben Gott und kehren mit tief-froher und dankbarer Seele heim.

Fest hängt das menschliche Herz an dem, was ihm lieb ist. Da verwahrt der eine einen Brief, der andere eine vergilbte Photographie, der pflegt den Grabhügel, darunter er Vater oder Mutter weiß. Und die Kirche, die wie eine große Familie alle umschließt, die rastlosen Menschen auf Erden und die Seligen des Himmels, die sorgte dafür, daß auch diese Gemeinschaft fest und innig war, daß das Andenken der Heiligen, die so vorbildlich und tapfer ihr Leben vollendet hatten, lebendig blieb. Was die Heiligen erreicht hatten durch Zucht und Opfer, durch Erkenntnis und Willensgröße, das war so überreich, so strahlend, das häufte solche Gnadenschätze an, daß auch

die weniger Guten und weniger Starken davon zehren, wenn sie voll Vertrauen die Heiligen um ihre Fürbitte anrufen. Gemeinschaft des Helfens, Gemeinschaft der Liebe, eins in der Anbetung Gottes, — das ist ja die Kirche.

Nie aber würde die Kirche zur Verehrung bestimmter Heiliger zwingen. Die Menschen der Gegenwart sind viel nüchterner, sachlicher als die gemüthstiefen, phantasievollen Menschen des Mittelalters. Die wollten noch nicht alles schwarz auf weiß haben, amtlich bescheinigt und versiegelt. Sie hatten noch die Kraft, nicht zu sehen und doch zu glauben. Sie deuteten die Dinge, die in der Welt waren, aus. Sie mußten ihnen helfen, den Weg in den Himmel zu finden. So waren ihnen auch die Reliquien nicht etwa etwas „Göttliches“. Sie waren nur Erinnerungszeichen, und da viele Wunder durch sie geschahen, Zeugen von Gottes Herrlichkeit, die den Glauben vertieften und Hoffnung und Vertrauen über alle menschlichen Bekümmernisse hinweg wach und stark erhielten.

Vierzigstes Stück

Bilder und Schmuck

Was wären unsere Dome und Kirchen, wenn man aus ihnen die leuchtenden Fenster herausbräche, das Muttergottesbild aus seiner heimlichen Nische entfernte, den heiligen Joseph oder den heiligen Antonius, die Bildstöcke mit den tropfenden Kerzen und dem schmalen Bänklein bittender und vertrauender Menschen davor, die Blumen und farbigen Wandbehänge, den Glanz der Mosaiken, —

wenn man das alles aus unsern Kirchen fortnähme! Arm wäre Gottes Wohnhaus dann, dürftig und leer.

Wohl gab es Zeiten, da rissen finstere Glaubenshasser den Schmuck heraus. Sie zerstörten Altar und Bilder und die schönen Wandvorhänge. Sie verlöschten die Kerzen und zerschlugen die Statuen, die Kunst und Liebe geschaffen haben. Das Ewige Licht erlosch, das goldene Altargerät wurde eingeschmolzen, es wanderte zum Händler oder in das Museum. Dort steht es losgelöst und fremd, und die vorübergehenden Besucher preisen dann wohl bewundernd manch seltene Arbeit und denken nicht daran, daß hier ein Stück von Gottes Eigentum liegt.

Aber immer wieder hat es Menschen gegeben, die die zerstörten Kirchen neu aufbauten, die all ihren Reichtum dafür hergaben. Sie wußten: Gottes Haus darf nicht hinter Schlössern und Königspalästen zurückstehen. Es darf nicht kalt und leer und dürftig sein.

Da ist der Kreuzweg, die Bilder vom Martyrium des Herrn an den Wänden! Sie sind mehr Mahnung als Schmuck, Verdeutlichung des heiligen Opfers, das sich auf dem Altare vollzieht.

Da sind die Bilder der Apostel, der Kirchenpatrone, des heiligen Michael, der heiligen Theresia vom Kinde Jesu. Diese Bilder sind von Menschenhänden geformt. Sie können nie Gott ersetzen. Sie künden nur von ihm. Sie sprechen von seiner unendlichen Liebe. Sie führen zu ihm hin. Alle unsere Heiligenbilder sind „Boten“ Gottes.

Wie schön ist der Muttergottesaltar! Oft ist er über und über mit Schmuck bedeckt, mit Ketten und silbernen Herzen, mit prächtigen Blumen und dickschwelenden

Wachsstöcken. Und ganz selig wird das Herz dabei, wenn es der Himmelskönigin so seine Dankbarkeit und Verehrung beweisen darf.

Gerade die Armen und die Kinder, die sonst am wenigsten zu geben haben, schmücken am liebsten, und so finden sich auf den Altären auch oftmals Feldblumensträuße und billige, fingerdünne Kerzen.

Gottes Wohnhaus ist unser Haus. Wir haben ja alle irgendwie daran mitgebaut, und wir freuen uns über alles, was es verschönert: über die Krippe zur Weihnachtszeit und die lichtstrahlenden Tannenbäume, die grünen Maien, wenn Fronleichnam naht, über die neue Orgel und die Malereien, wenn sie unser Beten reicher und beschwingter machen.

Dritter Teil

Im heiligen Dienst

Einundvierzigstes Stück

Wir treten vor Gottes Altar

Aber die hohe Herrlichkeit des Gotteshauses verlangt mehr als Staunen und Sehen und Bewunderung. Sie fordert auf zu Dank. Gott wartet auf deinen Dank. Er wartet auf deinen Dienst. So vielerlei Dienst gibt es. Der Soldat tut Dienst, der Beamte tut Dienst, und auch der Christ hat seinen Dienst zu erfüllen. und diesen Dienst nennt er ganz schlicht: Gottesdienst! Und „Gottes Dienst“ ist ihm dasselbe wie „Heiliger Dienst“. Alle Dinge, die zum Gottesdienst gehören, sind eben so ganz verschieden von jedem andern Dienst: das Sehen, das Schweigen, das Opfern, das Singen, das Beten, — alles ist geheiligt. Es geschieht nicht vor den Menschen, sondern vor dem Angesicht Gottes.

„Wir treten vor Gottes Altar“, sagen wir. Unsere Füße stützen uns und bringen uns vorwärts. Sie sind getreue und zuverlässige Diener. Sie tragen hinein in die wartende Welt, zur Erholung, zum Spiel, zur Arbeit. Sie tragen in den Werktag und in den Feiertag. Sie tragen uns auch durch das Portal der Kirche in das Gotteshaus, vor Gottes Majestät!

Das ist ein anderes Sehen als sonst im Leben. Still und gesammelt ist dieses Sehen, nicht laut und lärmend. Hier ist Gottes Haus, nicht Straßenpflaster, nicht Turnhalle. Geradeaus gerichtet sind die Augen. Wir gehen

auf Gott zu. Sein Thron steht auf dem Altar. Er sieht uns kommen. Er wartet auf uns. Er wartet auf aufrichtige und freudige Menschen.

Die Heilige Schrift erzählt, daß der König David, während er in feierlichem Umzug vor der Bundeslade einherschritt, tanzte. Dieses Tanzen war der Ausdruck seiner innern Freude. Er wußte: Gott ist nah. In der Bundeslade liegen die Geschenke von seiner Hand: das Manna und die steinernen Tafeln mit seinen Geboten.

Sein ehrfurchtsvoller, feierlicher Tanz ist ein Vorwurf für alle, die aus der Kirche ein Warenhaus machen, die laufen und hasten und herumdrängen und stoßen am Beichtstuhl und an der Kommunionbank.

Zweiundvierzigstes Stück

Vom Gruß und von der Kopfverneigung

Wenn jemand das Zimmer betritt oder einem Bekannten begegnet, grüßt er. Entweder grüßt er ihn mit der Hand oder mit dem Kopf oder mit den Lippen, je nachdem es ein Gruß der Herzlichkeit, der Ehrfurcht oder der Wertschätzung ist. Wenn wir in die Kirche treten, grüßen wir auch. Das Höchste, Liebste und Kostbarste, das wir Menschen kennen: Gott.

Die Kniebeuge und die Kopfverneigung sind unser Gruß. Dem bunten Völklein alter und junger Beter, das durch das Kirchenportal hindurchströmt, ist dieser Gruß gemeinsam und vertraut. Wir stehen nicht stramm dabei wie Soldaten. Wir schlagen nicht die Hacken zusammen. All das wäre zu wenig vor dem allmächtigen Gott. Er braucht eine besondere Form der Verehrung. Es muß bis

zur Erde herabgehen, es muß ein sichtbares Kleinerwerden sein. Das Knie muß sich beugen. Beim Eintreten in das Gotteshaus ist es nur die „einfache Kniebeuge“. Sie wiederholt sich beim Vorübergehen am Altar, oder wenn wir beim Beten in die Bank treten.

Ist das Allerheiligste ausgestellt, beugen wir beide Knie. Das ist dann die „große Kniebeuge“. So will es die Ehrfurcht.

Diese Begrüßung ist kurz, dauert kaum einen Augenblick. Aber nicht alle nehmen sich die Zeit zu diesem Verweilen. Da steigen manche steif in die Bank, da machen einige nur einen knappen Knix wie kleine Mädchen, die auf der Straße Bekannte der Eltern begrüßen. Der gar schwebt ein wenig in der Luft mit dem Bein und nennt das dann „Kniebeuge“. Ach, es ist das alles nichts. Eine Kniebeuge ist ein schönes Hinabsteigen, ist eine ruhige, besonnene, feierliche Bewegung, kein Herumhampeln.

Da hörte ich einmal, was sich „Unter den Linden“ in Berlin zugetragen haben soll. Ein Priester ging mit der heiligen Wegzehrung zu einem Kranken. Er hatte unter dem Mantel seinen Chorrock an, so daß man sah, wie er das Hochwürdigste Gut auf seiner Brust trug. Ein unbekannter junger Mann, der ihn kommen sah, kniete nieder, einen Augenblick nur, und dann stand er wieder auf, mitten von dem belebten Pflaster der Großstadt, auf der eleganten Luxusstraße, vor all den neugierigen Augen. Das hat imponiert. Das war die Haltung eines echten Großstadtkatholiken.

Mit der Kniebeuge verbunden ist die Kopfverneigung. Sie ist die Bekräftigung unseres Grußes. Wir wollen damit noch nachdrücklicher sagen: Sieh, lieber Gott, wir

grüßen Dich! Alles neigt sich an uns nach vorn, Dir entgegen, so wie sich die Ähren neigen, wenn der Wind über sie streicht, — oder die Mönche in den Abteien beim gemeinsamen Chorgebet oder die Engel vor Deinem Angesicht, immer voll Jubel und Anbetung und Bewunderung.

Kein Kopfnicken ist es nur, herrisch und kurz. Nein, hier neigt sich die ganze Seele.

Man soll diese Kopfverneigung wahrnehmen. Man soll sehen können, daß bei dem Wort: „Tantum ergo sacramentum veneremur“, das nichts anderes heißt als „Laßt uns tiefgebeugt verehren . . .“, sich wirklich der Kopf senkt, daß die Menschen sich neigen beim Staffelleget, beim Sanctus, bei der Absolution, beim „Vergib uns unsere Schuld“, daß sie, wenn der göttliche Heiland bei der Wandlung oder in der Monstranz auf dem Altar erscheint, ihn mit der Kopfverneigung grüßen.

Man soll Gott oft grüßen und immer wieder. Grüßen ist etwas Schönes.

Dreiundvierzigstes Stück

Vom Weihwasser nehmen

Beim Eingang eines jeden katholischen Gotteshauses befindet sich ein Weihwasserbecken, und du tauchst da hinein die Fingerspitzen und machst mit dem Wasser das Kreuzzeichen einmal, wenn du hereinkommst, und dann, wenn du die Kirche wieder verläßt.

Das Wasser ist klar und hell, durchsichtig rein. Es ist dasselbe Wasser, das in den Bergen aus den Tiefen

quillt, das die Meere anfüllt, in dessen Gischt und Fluten die Sonne sich gespiegelt hat und die Wolken und der blaue Himmel.

Es ist das Wasser, das durch die Wiesen rinnt und die Äcker und Felder erquickt, damit sie Frucht und Segen tragen. Es ist das Wasser, das den Menschen Kühlung bringt und Labfal, das den Brand stillt und das Fieber löscht.

Und dennoch ist das Wasser in den Schalen unserer Weihwasserbecken reicher, lebensvoller als das Gesprudel draußen in den Wiesen und das klare Silberband, das an den Bergwänden entlangläuft. Es ist heiliges Wasser! Geweiht von der Hand des Priesters, gesegnet für den Gottesdienst. Es macht, wie die Heilige Schrift sagt, weißer als Schnee.

Vielleicht warst du schon einmal am weiten Meer, und die Wellen rannen dir entgegen, immerzu, ohne Pause. Oder du hörtest die See toben im Sturm und die Wildbäche in die Täler stürzen mit dumpfem Fall und sahst tausend kleine Wasserkristalle zerstäuben. Dann spürtest du wohl, was für eine gewaltig starke Macht in der sonst so klaren, reinen Natürlichkeit des Wassers verborgen war, und du dachtest mit Schauern an die Sagen vom Wassermann, von den Nixen oder der wunderschönen, traurigen Lilofee.

Sieh, Gottes Hände haben das unruhvolle Wasser gebändigt. Sein Segen hat das Dunkle, Gefahrvolle darin gebannt. Nur die Stärke ist geblieben, die heiligende, belebende Kraft. „Weihwasser“ ist es geworden. Es floß bei der heiligen Taufe über deine Stirn, so wie es seit fast zweitausend Jahren über die vielen, vielen

Stirnen getaufter Menschen geflossen ist. Es ist das Wasser, das der Priester beim Asperges über die Gläubigen austeilt, das Wasser, in das die Hand deiner Mutter greift, wenn sie dich beim Gutenachtgruß oder beim Abschied mit einem Kreuze segnet. Es ist das Wasser, das die Menschen auf die Gräber der Toten sprengen, damit sie Ruhe und Vergebung finden.

Und so nimmst du Weihwasser, wenn du in die Kirche trittst. Du nimmst es, um sauber zu werden von allem Unlauteren, das deine Seele befleckt, von allen sündigen Gedanken, Wünschen und Begierden. Als ein Bad der Läuterung nimmst du es. Und wenn du die Kirche verläßt und wieder an dein Tagewerk gehst, so tauchst du die Hände abermals ein, dankbar und voll Vertrauen. Nun soll dich das Weihwasser stark machen und erquickern für den Weg und die Aufgaben, die vor dir liegen.

Vierundvierzigstes Stück

Vom Falten der Hände

Nützlich und schön ist die Hand. Sie kann fassen und arbeiten, streicheln und beruhigen. Sie kann reden, wenn der Mund schweigt. Sie kann Lasten tragen und Falten von der Stirne streichen, Tränen abwischen und fest zupacken. Sie ist eine harte Kriegerfaust oder kann stopfen und flicken, hämmern und schreiben, schützen, retten und beten. Und die betenden Hände sind die schönsten. Sie falten sich zusammen wie die Flügel der Seraphim. Anbetung, Bewunderung und Lobpreis drücken die so gefalteten Hände aus. Mit diesen Händen treten wir an

die Kommunionbank. Ausgestreckt weisen die Finger nach oben. Es ist, als müsse sich die eine Hand lösen und hinauf in die Höhe wandern, so wie der Engel Gabriel seine Rechte ausstreckte, als er bei der Verkündigung die Jungfrau Maria begrüßte. Da waren die betend gefalteten Hände zum himmlischen Wegweiser geworden. Die eine Hand wies nach unten auf die Erde. Die andere zeigte hinauf in die Höhe und in die ferne Ewigkeit.

Meist aber schließen sich die Finger beim Beten eng aneinander. Die Handflächen schmiegen sich zusammen, die Hände bilden eine Krone. Und diese Krone hebt sich zu Gott empor in inbrünstiger Bitte. Alle seine Sorgen, seine Ratlosigkeit, Verzagtheit legt der Mensch da hinein. „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir“, flehen die so gefalteten Hände. Vor der heiligen Beicht, wenn die Seele zerknirscht ist von der Schwere der Sünde und keines der armseligen Menschenworte die Schuld auszudrücken vermag, dann sprechen die gefalteten Hände besser von der Reue und der Hilflosigkeit und dem großen Vertrauen auf liebevolles Verzeihen. Es ist unsere eigenste Haltung Gott gegenüber: die bittende, ganz vertrauensvolle Kindergotteshaltung.

Es kann aber auch sein, daß der Mensch mit den fest gefalteten Händen zeigen will: ich überwinde mich, ich will es wenigstens ganz ernsthaft versuchen. Der Schmerz wird verbissen. Dem ziellosen Schwanken ein Ende gesetzt. Der Mensch kämpft um die Selbstbezwingung und um das Opfer.

Und auch die Freude findet in der Sprache der Hände ihren Ausdruck. Wenn du ganz froh bist und dein Herz

vor Glück hämmert und pocht, dann kommt es vor, daß du die Arme weit öffnest, damit sie all deinen Jubel umschließen.

Oder es ist eine ganz feine, innige Herzensfröhlichkeit in dir, dann kreuzen sich die Hände glücklich über der Brust, als bewahrten sie einen köstlichen Schatz. Wenn der göttliche Heiland in der Seele Einkehr gehalten hat und der Mensch in stiller Danksagung mit ihm spricht, dann hebt kein weiteres Verlangen die Hände mehr empor. Gott ist ja nun da. Er ist innig nahe. Es ist die Haltung der Mutter Gottes, die anbetende, selig glückliche: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte.“

Unsere Hände — schön und ausdrucksvoll sind sie. Wie am Zeiger einer Uhr die Zeit, las ich neulich, kann man an den gefalteten Händen eines Kindes seine Andacht ablesen.

Seht nicht nachlässig mit euren Händen um oder gar eitel und zerstreut! Sie sollten immer bereit sein, in Gottes Schoß zu liegen.

Fünfundvierzigstes Stück

Vom demütigen Klopfen an die Brust

Zu Gottes heiligem Dienst gehört die heilige Haltung: aufrechtes Stehen und andächtiges Schreiten, die Kniebeuge, das Falten der Hände — und auch das dreimalige Klopfen an die Brust. Es ist eine der innigsten Bewegungen, die wir kennen.

„Mach auf“, bedeutet das Klopfen, „mach auf das Tor deiner Seele für den Glauben, die Hoffnung, die

Liebe! Mach auf, daß der Unrat heraus kann, das Falsche und Böse, und Freude und Friede und Glückseligkeit in dein Herz einziehen.“

Beim Eintritt in die Kirche heißt es: Wach und bereit sein für den Gottesdienst, für den göttlichen Heiland, der in der heiligen Messe auf den Opferaltar herniedersteigt.

Wenn das Glöcklein zur heiligen Kommunion läutet, sagt es: „O Herr, ich bin nicht würdig, zu deinem Tisch zu gehen...“ Schon zu Beginn der heiligen Messe, beim Staffelpgebet, hat ein dreifaches Klopfen an die Brust um Vergebung.

Das Herz ist der Quell und der Sitz auch von bösem Verlangen, und das Klopfen soll das Bewußtsein der Sündigkeit und die reumütige Zerknirschung recht eindringlich zum Ausdruck bringen. Wie der Klöppel an die Glocke, schlägt die Hand an den Körper. Zwar nicht so weit ausholend, daß der Nachbar neben dir erschrickt und die Bank, in der du kniest, ächzt und stöhnt. Aber auch nicht nur so „nebenbei“ wie eine schöne, überflüssige Bewegung, als käme es vor allem darauf an, die Hand in der Luft herumzuführen oder unter der Bank im verborgenen ein wenig zu schwenken. — Nein, das Klopfen soll man schon spüren. Es gibt dabei einen leisen, federnden Ruck, der durch den ganzen Körper geht. Es „erschütter“, es rüttelt wach, dreimal ganz nachdrücklich, so nachdrücklich, wie dreimal der Hahn krähen mußte, ehe Petrus seine Schuld erkannte.

Das erste Mal ist dein Klopfen vielleicht zaghaft und zerstreut. Das zweite Mal ist es schon bewußter, und zum dritten ist es so, daß du spürst, ob es da in deinem Innern hohl klingt, ob es drinnen kalt und spröde ist,

oder ob es laut und stark widerkönt, ob dein ganzes Wesen auf dieses Klopfen antwortet: Ja, ich bin bereit, jetzt und allezeit! Immer ganz bereit!

Und das Klopfen ist nicht nur ein Besinnen, Wecken und Anklagen. Es kann auch eine ganz behutsame Bewegung sein. Beim „Engel des Herrn“, wenn wir beten: „Und das Wort ist Fleisch geworden“, da klopft die Hand ganz zart, ganz schützend, ganz innig, so etwa, wie wenn sich die Tabernakeltür öffnet und der göttliche Heiland in Brotsgestalt sichtbar wird. Dieses Klopfen soll sagen: Sieh, o Jesus, dir lebe ich, dir sterbe ich, dein bin ich unentwegt! Und weil mir das nicht nur schöne Lippenworte sind, deshalb beteuere ich es dir mit der Festigkeit meiner Hand, mit dem Klopfen an meine Brust. Es ist mir wirklich heilig ernst.

Sechsendvierzigstes Stück

Das Kreuzzeichen

Wenn die Hand in das Weihwasser taucht, wenn sie sich faltet zum Gebet oder demütig an die Brust klopft, beim Eingang und Ausgang aus der Kirche, bei Blitz und Donnerschlag, macht die Hand das heilige Kreuzzeichen.

Es gibt kaum eine Bewegung, die so umfassend ist wie eben das Kreuzzeichen. Es berührt die Stirn des Menschen, den Sitz seines Geistes, seines Verstandes, seiner Überlegung. Es geht herab zur Brust, dort wo sein Herz schlägt, wo Freude und Sehnsucht, Begeisterung und Güte wohnen. Dann greift es über von einer Schulter zur andern, überwölbt die ganze Breite des

Menschen, von der linken Schulter zu der rechten. Da liegt alle Hingabe drin, die Hingabe an Gott als den Schöpfer und Besizer, die Hingabe an den Sohn, den Gekreuzigten, die Hingabe an den Heiligen Geist, der von beiden ausgeht und mit ihnen gemeinsam herrscht. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! In diesem Namen der hochheiligsten Dreifaltigkeit beginnt und endet alles.

Das Kreuzzeichen heiligt den Menschen. Es sammelt die Gedanken. Es weist dich auf das Gebet und den Gottesdienst hin. Es mahnt und öffnet dein Herz für die Stimme des Gewissens, für die Wünsche Gottes, für seine befehlenden Gebote. Es ist Kraft im Augenblick der Unsicherheit, des Verzagens, der Gefahr. Es ist Schutzzeichen und Siegeszeichen.

Das Kreuz war es, das Kaiser Konstantin dem Großen zu seinem Sieg über das Heidentum voranging. In hoc signo vince! In diesem Zeichen siege! war auf seinem Banner zu lesen.

Groß und stolz ist unser Kreuzzeichen, keines, das sich schämt und sich in das Knopfloch versteckt. Wir machen keine solchen ängstlichen und verschämten Kreuzzeichen. Wir machen das andächtige, weitausholende, den ganzen Menschen umfassende Kreuzzeichen, auch wenn wir draußen unter fremden Menschen sind, die vor und nach dem Mittagbrot nicht beten. Furchtlos und frei und deutlich muß es sein, damit es keinem einfallen kann, darüber zu lachen und zu spotten.

Wir brauchen tapfere katholische Jungen und Mädchen; wir brauchen eine Jugend, die klar und stolz sich zum Kreuzzeichen bekennt.

Siebenundvierzigstes Stück

Vom Knieen

Die aufrechte Haltung ist das, was den Menschen auszeichnet. Tiere laufen auf allen Vieren. Würmer und Schlangen kriechen im Staub. Nur der Mensch geht stolz und aufrecht umher. Er ist Gebieter auf Erden. Er kann befehlen, fordern. Er kann Straßen bauen und Häuser niederreißen. Er ist der König der Welt.

Nur einer ist noch größer, noch gewaltiger als er, kann noch mehr fordern und befehlen. Das ist Gott. Ihm ist auch der herrische, stolze Mensch untertan. Gott gehört seine Hingabe, sein Dienst, sein Leben, zu dem er aufrecht hingehet und vor dem er demütig kniet.

Knieen ist freiwilliger Verzicht auf eigenes „Großsein“. Es ist eine freiwillige Unterwerfung. So wie die deutschen Edlen ihr Knie vor dem Kaiser beugten, wenn sie ihr Leben empfangen, so adlig sollen auch wir vor Gott knieen.

Im Morgenland fielen die Menschen vor ihrem Herrscher auf das Angesicht nieder. Ganz auslöschen wollten sie ihr Dasein vor dem Allgewaltigen. Denn ihr Fürst war ein Gewaltherrscher. Gott ist kein Gewaltherrscher, wir brauchen nicht ängstlich, nicht knechtisch vor ihm zu sein, doch ehrfürchtig! Das ist etwas ganz anderes. Ehrfürchtig wie vor Vater und Mutter. Nur daß Gott noch viel herrlicher ist, weil er der Schöpfer aller Welt ist, der Herrscher, dem Wetter und Wind gehorchen, die Vögel und Tiere und jeglich Geschöpf. In seinem Hause ist es nicht angebracht, herrisch und groß zu tun.

Von unsern Vorfahren, den Germanen, wird erzählt, daß sie einen heiligen Hain besaßen, in dem sie den obersten ihrer Götter, Wodan, verehrten. Und so voll demütiger Scheu waren die sonst so Stolzen, daß sie nicht wagten, aufrecht in dieses Heiligtum hineinzugehen. Sie ließen sich vorher fesseln und erhoben sich nicht vom Erdboden, solange sie in dem Hain waren. Auch das war nichts Knechtisches, sondern ein Zeichen freiwilliger Unterwerfung. Wir knieen bei unserem Beten. Es ist die gleiche freiwillige Demut vor Gott wie die der in Ketten betenden Germanen.

Das Knieen schließt das Stehen im Gottesdienst nicht aus. Beim Evangelium, beim Glaubensbekenntnis, beim feierlichen Tedeum reißt es die Menschen empor zum Stehen. In ihrer ganzen Größe wollen sie Gott zujubeln und ihm ihre Treue versichern. Stehen ist ihnen Bekenntnis. Knieen ist Versenktsein in die Stille der Anbetung.

Aber Knieen soll kein Hocken sein. Das ist bequem. Wir knieen nicht, um es bequem zu haben, sondern um uns zu sammeln, um voll Ruhe und Bereitschaft auf das zu hören, was Gott sagt.

In der langen Nacht am Ölberg kniete der göttliche Heiland allein auf dem harten Boden, während die Jünger hingestreckt eingeschlafen waren. In dem bitteren Leid dieser Nacht ist das Knieen für immer geheiligt worden.

Achtundvierzigstes Stück

Vom Schweigen

Die Sprache ist ein Vorrecht des Menschen. Doch wenn der Mensch in der Kirche ist, gibt er dieses Vorrecht in Gottes Hände zurück. Er schweigt.

Ehrfurcht vor der Gegenwart Gottes bedeutet das Schweigen. Hier redet Gott, der Mensch darf ihm antworten. Im Gebet. Im Lied. In der stummen Sprache des Herzens. Für das, was Gott ihm schenkt an Vertrauen, an Geduld, an Hilfe, an Erbarmen, bringt er seine kleine Gegengabe: er schweigt. Er verzichtet auf die Unterhaltung mit den Geschwistern, mit den Schulfahrten, den Spielfkameraden, die da in den Bänken neben ihm sitzen, obwohl das Schweigen manchmal ein brennend hartes Opfer ist.

Wir lieben die schweigende Welt, wenn der Winterwald mit weißen Bäumen dasteht, das Wasser der Bäche stillgeworden ist und eine dicke Eisschicht das Leben in der Tiefe lautlos verbirgt, oder wenn der Himmel mit seinen Sternen und dem dunklen, dichten Blau still und einsam sich in der Höhe wölbt, dann macht dieses Schweigen da draußen ganz feierlich, besonders die Stadtmenschen, die der Lärm nur so jagt und denen Häuserreihen und Mauern nur karge Reste einer friedlichen Natur zurückgelassen haben. Und dann die Nacht! Das Wunderbare an der Nacht ist ihre Ruhe. Wie ein Schoß des Schweigens ist sie. In einer solchen stillen Nacht kam Gottes Sohn auf die Welt... „wohl zu der halben Nacht“. Und in der gleichen nächtlichen Einsamkeit betete

er am Ende seines Lebens — vor der großen Leidenswoche — am Ölberg.

So ist für uns die Leidenszeit, die Fastenzeit zur Stillen Zeit geworden, zur „schweigenden“ Zeit, wo wir nachdenken über Gottes Willen, wo wir tief im Innern an den guten Vorsätzen schmieden.

In manchen Klöstern leben Mönche, die schweigen ihr Leben lang, weil ihnen dieses Schweigen wertvoller scheint als alles Reden. Und sie haben glückliche Augen und eine hilfreiche Hand, diese schweigenden Mönche. Gerade wie die wortkargen Seeleute draußen an den Meeresküsten, die wenig zu erzählen wissen und die zu Heldentaten bereit sind, wenn die Gefahr der Stunde sie von ihnen fordert.

Reden ist schön, ist gehämmertes Silber, Schweigen aber ist blankes Gold.

Neunundvierzigstes Stück

Vom Singen

Raum wieder im Laufe des Kirchenjahres ist das Singen so froh, so begeistert und sind die Lieder so stark und freudengefüllt wie an Ostern. Diese Vortage zum Weißen Sonntag, diese schönen, liederreichen Ostertage sind die seligste Einstimmung für den festlichen Erstkommunionstag.

Singen macht die Seele hochgestimmt. Singen ist ein Beten, das Flügel hat. Die Worte schweben von selbst hinauf wie feierliche, ruhige, lichte Weihrauchwolken, oder jauchzend, als trügen Engel sie durch den Raum.

Etwas Feines, Kostbares ist die Stimme, die singende Stimme des Menschen. Heiterkeit und Güte und Frohsinn tönen in ihr wider.

Wer singt, ist glücklich. Er hat Freude in sich. Er geht vor Freude aus sich heraus. Er läßt sich durch nichts niederdrücken. Alle Trauer und alle Beklemmung singt er sich vom Herzen. Er weiß, all die andern Gläubigen da im weiten Kirchenschiff singen mit, in ihren Liedern bekennen sie den gemeinsamen Glauben, in ihren Herzen ist der gleiche Jubel: „Das Grab ist leer, der Held erwacht, der Heiland ist erstanden“, „Triumph, der Tod ist überwunden!“

Wer in die Kirche tritt und dieses machtvolle Singen hört, der spürt die wunderbare Einheit, die unter den versammelten Menschen da drinnen wirksam ist, ihre Verbundenheit im allumspannenden Glauben und in der ernstesten, heiligen Liebe. Und oft ist einer, der Heimweh und Sehnsucht nach der Kirche hatte, durch die alten, andächtigen Kirchenlieder wieder gläubig geworden.

Aber man muß die Kirchenlieder auch wirklich kennen, Strophe um Strophe, nicht nur die erste und den Anfang der zweiten. Und die Kinder müssen vorangehen! Alles, was zum Lied und zum rechten Singen gehört, haben sie: Freude, Fröhlichkeit, Unbeschwertheit.

An großen Kirchen gibt es eigene Knabenchöre. Das sind die weitbekanntesten Sängerknaben. In Regensburg nennt man sie „Domspäßen“. Sie singen mit ihren klaren, hellen Stimmen im Gottesdienst und bilden eine feste Singsgemeinschaft. Und es ist ihnen oft die schwerste

Stunde, wenn sie den Chor verlassen müssen. Aber die Liebe zur schönen Kirchenmusik, die nehmen sie in ihr Leben mit, und später erzählen sie wohl den andern davon, daß sie nie wieder so glücklich waren wie damals, da sie als reine, unschuldige Kinder vor Gott haben singen dürfen.

Fünzigstes Stück

Vom Beten

Weißer Sonntag, Erstkommuniontag. Festtäglich froh und dankbar sind die Herzen. Daß es immer so bleiben möge in deinem Leben, wünschest du dir. Und die Eltern und alle, die dich liebhaben, wünschen es aus dem Grunde des Herzens mit dir. Und sie falten bittend ihre Hände, und sie beten für dich, Erstkommunionkind.

Und auch du hast heute gebetet, wie vielleicht noch nie in deinem Leben, freudig und innig und glücklich. Vielleicht waren es gar keine „richtigen“ Gebete, wie sie im Gebetbuch stehen, sondern du hast dir eigene ausgedacht, so wie das Herz und die Andacht und der Jubel deiner Seele sie dir eingaben. Und du hast zum ersten Mal so recht gespürt, daß „Gebet“ ein Sprechen mit Gott ist, ein Reden nah und vertraut, ein Fragen und Antworten.

Du hast schon oft mit den Menschen gesprochen, gute Worte, böse Worte, über gleichgültige und wichtige Dinge hast du gesprochen, gedankt und getadelte oder gezankt. Das Sprechen mit Gott — das Beten — führt darüber hinaus. Es ist mehr als Unterhaltung, mehr als

ein paar gleichgültige oder freundliche oder gar tadelnde Worte. Es ist Anbetung, Lobpreis, Verherrlichung, wie dies eben nie einem Menschen, nur Gott ganz allein zukommt. „Geheiligt werde dein Name!“, so heißt es im Vaterunser. „Dein Wille geschehe im Himmel und auf Erden!“ „Vergib uns unsere Schuld!“ „Erlöse uns von dem Übel!“ Es ist ein gewaltig starker Gott, zu dem wir so beten, der so angerufen wird. Zu keinem Menschen dürften wir dieses sagen. Von keinem Menschen könne Ähnliches gefordert werden.

Darum jubelst du ihm allein zu als dem höchsten Herrn, darum betest du ihn knieend an, darum ist dein Sprechen mit ihm so vielmals anders als das Sprechen mit den Menschen. Dieses Sprechen erhöht. Etwas von der unendlichen Herrlichkeit Gottes fällt auf dich zurück, während du mit ihm sprichst. Der Glanz seiner Reinheit spiegelt sich in deinem Wesen wider und verklärt dein Gesicht. „Gottnahe“ bist du. Das ist der wunderbare Vorzug des Gebetes.

Was hat der Mensch denn noch anderes mit Gott zu sprechen, außer daß er lobt und anbetet und bewundernd das „Heilig, heilig, heilig“ mit den Engeln im Chöre zu singen versucht? Er schüttet vor Gott seine ganze Seele aus und spricht zu ihm, wie er zum Freund sprechen würde, zum liebsten, nächsten Freund, oder zum Vater, dem guten und hilfsbereiten. So voll Vertrauen ist dieses Beten. Und dann sagt er Dank für alles Liebe und Schöne, das er durch ihn empfängt. Er dankt, daß Gott da ist, wirklich und wahrhaftig „da“ ist, daß er, der kleine

Mensch, zu ihm kommen und mit ihm reden darf. Er dankt für den Sonnenschein des Tages und das tägliche Brot.

Und er bittet ihn, da er allein nicht fertig wird mit den mannigfachen großen und kleinen Dingen des Lebens, oder wenn er schwach und gar nutzlos geworden ist und Regenwolken sein Leben grau und müde machen, dann bittet er Gott um seinen Schutz, und er ist froh in seinem Bitten, denn er weiß, daß niemand so fein hinhört — keiner von allen Menschen — und niemand so zart tröstet und so unbedingt sicher hilft wie Gott allein.

So ist das Gebet eine Quelle der Kraft. Es schützt dich, wenn die Versuchungen hereinbrechen oder Leid und Ratlosigkeit dich hilflos machen. Es macht dein Leben rein und ruhig. Es vergeistigt dich und festigt deine Kraft.

Wenn du so denkst und befest, dann kann das Beten für dich nie eine Last sein. Du kannst es auch nie vergessen. Du wirst immer ein paar Minuten des Tages dafür übrig haben. Eintausendvierhundertvierzig Minuten haben die vierundzwanzig Stunden eines Tages — unfassbar gering ist es, wenn man fünf Minuten nach dem Aufstehen und fünf Minuten vor dem Schlafengehen und fünf Minuten bei Tisch davon für das Beten hergibt. So gering, daß man gar nicht verstehen kann, wie es Menschen gibt, die es einfach nicht fertig bringen.

Einundfünfzigstes Stück

Ausklang

Heiliger Dienst! Tat ich nicht recht, wenn ich dir Schönheit und Kraft und Gnade davon versprach? Die

Seele, die betet, der Mund, der schweigt, die Kniee, die sich beugen, der Kopf, der sich neigt, die Hand, die in das Weihwasser greift, die sich faltet zum Gebet, die das Kreuzzeichen macht, die an die Brust schlägt, — dein ganzer Körper ist in Gottes Dienst einbezogen. Für ihn bist du da. Ihn sollst du aufsuchen in seinem Gotteshaus. Du wirst dort mehr noch an Schönem und Großem finden, als dieses Buch dir hat sagen dürfen. Und lieb wird dir Gottes Wohnhaus werden, ein Nestort für die Seele, ein wirkliches Zuhause. „Der Sperling hat für sich ein Heim gefunden, ein Nest die Turteltaube, — so birgt mich dein Altar, o Herr der Himmelsheere“, heißt es in einem innigen Psalm. Das sind frohe und schützende Worte, und dankbar, voll Zuversicht und Vertrauen, schließen sich betend die Hände:

Wie lieb doch ist mir Deine Wohnung, Herr!
Glückselig alle, die in Deinem Hause wohnen.

Oderisia Knechtle

Mit dem Kind durchs Kirchenjahr!

Werkbüchlein zur Erziehung der Kinder für das Leben und Beten mit der Kirche. Mit Zeichnungen von Alfred Kiedel. Großoktav.
184 Seiten. Gebunden RM. 3.20

„In diesem Handbuch der Praxis läßt eine pädagogische Meisterin ihr Herz überfließen: Was in ihr gläubig lebt, teilt sie Eltern und Erziehern als praktische Winke mit, wie man den Kindern, vom Kleinkind schon angefangen, die Formen, Symbole und Gebete der Liturgie im Kirchenjahr erlebnismäßig nahebringt.“
Dr. Selung in „Katholische Kirchenzeitung für das Bistum Aachen.“

Marie Schlumpf

Religionsbüchlein für Mutter und Kind

Mit Bildern von Bertha Schneider. Oktav. 128 Seiten.
Gebunden RM. 1.20

„Das Büchlein ist in erster Linie für die Mutter als Erzieherin und Seelenführerin ihrer Kinder geschrieben. Es gibt ihr Anleitung, die Kleinen einzuführen in die Grundwahrheiten des Glaubens, sie vorzubereiten auf den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars, sie anzuleiten zum rechten Beten und Besuch der heiligen Messe.“

Pastoralblatt des Bistums Eichstätt.

Hans Hilger

Kleine Lehre von Gottes großer Welt

Mit vielen Zeichnungen von Fritz Stelzer. Oktav. 158 Seiten.
Gebunden RM. 3.20

„Wer bei diesem Meister in die Schule geht, wird selber voll von Ehrfurcht vor den letzten religiösen Tiefen und christlichen Geheimnissen in der Welt der kleinen Dinge und wird als Ehrfürchtiger den ihm anvertrauten Kindern Unerseßliches fürs ganze Leben mitgeben.“

Kirche und Kanzel, Paderborn.

VERLAG HERDER | FREIBURG IM BREISGAU